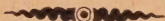


Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.



Herausgegeben von der Deutschen Evangelischen Synode von Nordamerika. Preis für den Jahrgang (6 Hefte) \$2.00; Ausland \$2.20. Editor: Rev. G. Kamphausen, Dr. theol., 9807 Euclid Ave., Cleveland, Ohio, an welchen alle die Redaktion betreffenden Sachen zu senden sind. Dagegen alles Geschäftliche zu adressieren an: Eden Publishing House, 1716 Chouteau Ave., St. Louis, Mo.

Neue Folge: 3. Band.

St. Louis, Mo.

Mai 1925.

Das wahre Grab des Herrn.

Von Dr. C. Schieler.

In unsern Tagen sind viele wissenschaftliche Gesellschaften, Altertumsforscher genannt, damit eifrig beschäftigt, Ausgrabungen unter dem Aufwand von viel Mühe und Geld in fernen Ländern, besonders in Asien an alten Kulturstätten vorzunehmen, um geschichtliche Tatsachen festzustellen, ob das wirklich richtig ist, was die Geschichte berichtet, oder was die Ueberlieferung festgehalten und man seither geglaubt hat. Wertvolle Funde hat man gemacht, tief unter der Erde unter Bergen von Schutt und Sand, welche Verheerungen durch Kriege oder auch Naturereignisse über frühere Stätten menschlicher Wohnungen, einst blühende, große Städte, oder Ruhestätten von Königen und Königinnen oder berühmter Personen gehäuft haben. Wertvoll waren gewiß die Funde, die man im Dienst der Wissenschaft in den Trümmern der einstmal so großen und reichen Städte Ninive und Babylon vor einiger Zeit gemacht hat und jetzt noch macht. Die Auffindung von nach Tausenden zählenden Tontafeln in dem Ruinenhügel von Ninive und Babylon bieten z. B. außerordentlich reiches Material für die Kenntnis der Geschichte und Kultur der ersten Weltreiche. Andre Ausgrabungen wurden auf der Stätte, wo das alte sagenumwobene Troja gestanden, vorgenommen, wieder andre in Aegypten, in Griechenland und in Palästina. Noch wird mit großem Eifer gearbeitet; die wertvollen Schätze, die man findet, spornen zu immer größerem Eifer an. Gewiß werden solche Ausgrabungen von vielen im Interesse der Welt- und Völkerkunde, der Kunstgeschichte und Altertumswissenschaft unternommen, zuweilen aber auch zweifelsohne (und

manche sprechen es oft unvorsichtiger Weise aus) in der Absicht, gewisse Angaben der Bibel oder der christlichen Ueberlieferung als irrig darzustellen und auf diese Weise den Glauben an die Göttlichkeit dieser erhabenen Urkunde zu erschüttern. Da können wir aber kühn und sicher behaupten und beweisen, daß bis jetzt diese Funde, soweit sie ein wissenschaftliches, historisches Resultat lieferten und nicht auf bloßer voreingenommener Meinung beruhten, die entsprechenden Angaben der Bibel durchaus nicht als irrig oder ungenau darstellen, sondern sie bestätigen. Für die älteste Geschichte der Menschheit bietet sich freilich, wie andre heidnische Mythen, die Urüberlieferung nur sehr verdunkelt, aber immerhin noch deutlich genug, um uns die Reinheit und Zuverlässigkeit der biblischen Mittheilungen zu bestätigen. Die Ausgrabungen und Untersuchungen in Palästina konzentrieren sich, wie ja nicht anders zu erwarten war, in Jerusalem und da besonders auf den Hügel Golgatha und das Grab des Herrn. Die Stätte, wo ihr gläubigen Christen jetzt das Grab des Herrn verehrt, wo die große, prächtige Grabeskirche sich erhebt, wohin jährlich viele Tausende aus allen Welttheilen und aller Herrn Ländern wallfahren, so behaupten sie und wollen es beweisen, ist ja gar nicht der Ort, wohin der Leichnam Jesu bestattet wurde. Ihr Christen seid nun einmal leichtgläubig und haltet an alten unglaublichen Erzählungen fest; so muß man lesen und hören. Darum erscheint es angemessen, einmal die Frage, ob die Stätte, wo man jetzt das Grab des Herrn verehrt, und die Jahrhunderte hindurch verehrt hat, die echte ist, gründlich zu untersuchen und aus geschichtlichen Quellen festzustellen, ob diese Stätte wirklich der Ort war, wohin Joseph von Arimathia, Nikodemus und der Apostel Johannes den Leichnam Jesu bestatteten.

Im voraus bemerke ich, daß diese Frage unsern Christenglauben nicht berührt. Unser christlicher Glaube beruht auf der unanfechtbaren Tatsache des Erlösungstodes Jesu Christi, des eingebornen Sohnes Gottes, „des Lammes, das da trägt die Sünden der Welt,“ und auf der ebenso unanfechtbaren Tatsache der Auferstehung Jesu aus dem Grabe. Das sind die Fundamentalthatsachen des Christentums. Aber die Frage über die Echtheit des Grabes des Herrn berührt auch die Heilige Schrift, da diese doch eine Angabe macht, wo das Grab des Herrn zu suchen ist, aber doch nicht direkt.

Sodann schicke ich gleichsam als These voraus: Die Echtheit des Grabes des Herrn ist zweifellos. Diese Stätte ist von Anfang an so treu von den Gläubigen gehütet, so hoch verehrt, so ununterbrochen von glaubwürdigen Zeugen bestätigt, daß es keinen denkwürdigen Ort älterer Zeit gibt, über dessen Lage man eine zweifellosere Gewißheit hätte, wie über diese dem Christen heilige und ehrwürdige Stätte.

Einige neuere Schriftsteller, unter andern der hier vielgenannte Robinson und Tobler, denen sich andre anschlossen, haben die konstante christliche Ueberlieferung hinsichtlich des Grabes des Herrn aus „**topographischen Gründen**“ angefochten und die Stätte des Grabes Jesu anderwärts, sogar auf den Tempelplatz, ja in der „**Jeremiasgrotte**“ vor den Damaskustor im Norden Jerusalems gesucht. Allein die „**topographischen Gründe**“ konnten die stete und sichere Ueberlieferung nicht erschüttern, geschweige denn umstoßen und sind durch die neuesten Entdeckungen auf dem Boden Jerusalems gänzlich hinfällig geworden. Schon der Mangel an Schuttablagerungen um die Grabkirche herum mußte beweisen, daß der Ort nicht zum alten Jerusalem gehörte, wo doch überall Schuttablagerungen infolge der wiederholten Zerstörungen sich finden. Namentlich war es Adler, der in seiner Schrift: *Felsendom und heilige Grabkirche* (in Birchow und Holtendorff, *Sammlung wissenschaftlicher Vorträge* 1873) diesen Umstand erörterte und geltend machte. Ferner stellte sich heraus, daß der Lauf der dritten Mauer um Jerusalem, durch die erst im Jahre 41 nach Chr. der Hügel Golgatha zur Stadt gezogen wurde, fast ganz mit der jetzigen Stadtmauer im Nordwesten zusammenfiel; also mußte die zweite Mauer Golgatha noch von der Stadt ausschließen. Erst Agrippa I. (Herodes Agrippa I., Sohn des Aristobul, eines Sohnes Herodes des Großen, wurde vom Kaiser Caligula in die Herrschaft des Philippus eingesetzt, 37 n. Chr.; dies war der nördliche Teil des Ostjordanlandes, erhielt aber auch das Gebiet des Antipas und schließlich durch Kaiser Claudius auch Judäa, Samaria und Idumäa mit dem Königstitel) zog durch Errichtung der dritten Mauer, welche Bezetha, das ist Neustadt umschloß, auch den Hügel Golgatha zur Stadt (seit 41 n. Chr.); und nach der Zerstörung Jerusalems dehnte sich die Stadt beim Wiederaufbau hauptsächlich nach Norden und Nordwesten aus, so daß Golgatha fast in der Mitte der Westseite des neuen Jerusalem kam. Diese geschichtlichen Notizen seien hier zur Klarstellung eingeführt, um die Beweiskraft der „**topographischen Gründe**“ ins rechte Licht zu stellen und ihre Bedeutungslosigkeit festzulegen. Golgatha mit der Grabesstätte des Herrn lag bis zum Jahre 41 n. Chr. außerhalb der Stadt; und damit stimmt der Bericht der Evangelien überein. Sie reden von einem „**Hinausgehen**“ zur Schädelstätte. Endlich haben umfassende Ausgrabungen auf einem russischen Besitztum östlich von der Grabkirche seit 1860, insbesondere aber seit 1883 sowohl den Grundplan der Konstantinischen Grabkirche (von welcher weiter unten die Rede sein wird) als auch den Lauf der zweiten Mauer mit ihrem Felsengraben östlich von derselben über allen Zweifel erhoben. Der bekannte preussische Baurat Schick leitete diese Ausgrabungen. Er war in Jerusalem

seit 1846 tätig und hatte stets die Echtheit der Grabkirche bezweifelt. Aber infolge dieser seiner neuen Entdeckungen gab er öffentlich alle Zweifel auf und erklärte: „Das alles weist darauf hin, daß der Ort der Grabkirche damals außerhalb der Stadt, aber ganz nahe dabei muß gelegen haben.“ (Vergleiche das „Heilige Land,“ die Jahrgänge 1885, S. 50, 196; 1858, S. 137; 1859, S. 52; 1861, S. 163; 1873, S. 161; 1881, S. 31; 1884, S. 48.) So hat hier die alte, konstante Ueberlieferung den Sieg über die Zweifelsucht neuerer Gelehrten davongetragen.

Betrachten wir nun den Bericht der Bibel über den Ort, wo Jesus begraben wurde etwas näher. Ein Augenzeuge, der Apostel Johannes, erzählt (Kap. 19, 38 ff.), daß „Joseph von Arimathia, der ein Jünger Jesu war, doch heimlich aus Furcht vor den Juden den Pilatus bat, daß er möchte abnehmen den Leichnam Jesu. Und Pilatus erlaubte es. Da kam er und nahm den Leichnam Jesu herab.“ Er fand einen Helfer bei diesem schwierigen Werke in Nikodemus („der vormals bei der Nacht zu Jesu kommen war“). Sie nahmen den Leichnam Jesu und banden ihn in leinene Tücher mit den Spezereien, wie es der Juden Sitte war. Und nun fährt Johannes, der jedenfalls den beiden behilflich war, also fort: „Es war aber an der Stätte, da er gekreuzigt ward, ein Garten und im Garten ein neues Grab, in welches niemand gelegt war. Dasselbsthin legten sie Jesum um des Rüsttages willen der Juden, die weil das Grab nahe war.“ In all diesen Umständen, die Johannes hier berichtet, läßt sich unschwer die Anordnung der göttlichen Vorsehung erkennen. Es ist nicht das Werk des Zufalls. Das Grab mußte in der Nähe der Kreuzigungsstätte sein, wegen des Sabbaths; es mußte unentweicht sein, so forderte es die Würde Jesu; es mußte in den Felsen gehauen sein, damit niemand sagen könne, es sei erbrochen und der Leichnam Jesu gestohlen worden. Auch begann hier die Verherrlichung Jesu durch die Erfüllung der Weissagung bei Jes. 53, 9: „Man gab ihm bei Gottlosen sein Grab und bei Reichen, da er gestorben war, wiewohl er niemand Unrecht getan hat, noch Betrug in seinem Mund gewesen.“ Das Grab des Herrn war also das Grab, welches Joseph von Arimathia für sich in seinem am Abhang des Golgatha gelegenen Garten hatte bereiten lassen. Es befand sich in einer nur etwa 42 Meter oder 70 Schritte nordwestlich von der Kreuzigungsstätte entfernten Felsenwand. Zwischen Golgatha und der Grabesstätte war ein breiter Einschnitt, eine Vertiefung und durch diesen trugen sie den Leichnam des Herrn, um ihn in Josephs Grab beizusetzen. Betrachten wir nun noch etwas näher die Bodenbeschaffenheit von der Stadtmauer an, der zweiten Mauer, die damals (bis zum Jahre 41 n. Chr., oder bis zur Errichtung der dritten Mauer) die Stadtgrenze bildete. Der Boden steigt von

Ost nach West sanft an; er war aber damals, wie die ganze Umgebung Jerusalems, auf dieser nordwestlichen Seite ein vielfach durchschnittenen, felsiges, mit Steinbrüchen, Zisternen und Gräbern bedecktes Feld. So dehnte sich von der Westmauer ein niederer, ziemlich breiter Einschnitt aus, den auf der westlichen Seite ein Höhenzug, auf der östlichen eine isolierte von Nord nach Süd ansteigende Felsenkuppe einschlossen, letztere wie geschaffen zu einer Nichtstätte (Golgatha). An ihrem Fuß (gegen Westen) befand sich eine kleine Höhle, aus der später die „Adamskapelle“ gemacht wurde. (Nach einer Legende soll nämlich dort der Stammvater der Menschen sein Grab gefunden haben: sinnvoll ausgedacht! An dem Orte, wo derjenige, der die erste Sünde beging, von welcher all die Sünden der Menschen ihren Ursprung haben, seine letzte Ruhestätte fand, starb derjenige, welche zur Sühne dieser Sünden freiwillig sein Leben dahingab!) Längs der westlichen Hügelreihe lagen, in den Taleinschnitt mündend, zwei Gräber, ein Familiengrab, das jetzige Grab des Joseph von Arimathia und Nikodemus, und ein Einzelgrab, das ursprünglich Joseph von Arimathia für sich hatte aushauen lassen, das aber das Grab Christi wurde; es hatte eine Vorhalle, Atrium, und eine einzige kleine Grabkammer. Zur Vervollständigung der Beschreibung sei noch bemerkt, daß etwas nördlich von der Spitze des Golgatha eine Zisterne war, und die Legende erzählt, man habe Jesum dahin gebracht, bis alles zur Kreuzigung bereit war; östlich von Golgatha war eine andre Zisterne, in die die Leichname der Uebeltäter, welche mit Jesus gekreuzigt worden waren, und die Kreuze samt der Inschrift geworfen wurden. Dieses war der Schauplatz des Todes, Begräbnisses und der Auferstehung des Herrn, den die ersten Gläubigen besuchten und mit Zeichen der Verehrung umgaben, soweit es die später veränderten Verhältnisse und die Zeitumstände ermöglichten. Näheres bei Prof. Schegg, Die Bauten Konstantins über dem heiligen Grabe zu Jerusalem. Freiburg 1867, S. 5.

Das Grab des Herrn war nach den Andeutungen der Evangelien und seiner jetzigen Beschaffenheit ein **Einlegegrab**. Es bestand aus einer Grabkammer, in die man durch eine kleine Vorkammer gelangte, so daß, wer draußen stand, durch die geöffnete niedrige Thür mit einem Blick das Ganze, auch den Ort, wo der Leichnam hingelegt war, überschauen konnte. So verstehen wir Luk. 24, 3: und sie (die Frauen) gingen **hinein** (in das Grab) und fanden den Leib des Herrn Jesu nicht. Vergleiche Matth. 28, 8. Und sie gingen eilend zum Grabe **hinaus**. Wir verstehen auch die anschauliche Erzählung (die nur ein Teilnehmer geschrieben haben kann) in Johannes 20, 8—10: wie Petrus und der andre Jünger (und das war Johannes selber) zum Grabe des Herrn liefen. „Es liefen aber

die zweien miteinander, und der andre Jünger (Johannes) lief zuvor, schneller denn Petrus (der viel älter war), und kam am ersten zum Grabe, gucket hinein und siehet die Leinen gelegt; er **ging aber nicht hinein**. Da kam Simon Petrus ihm nach und (ganz der Art des Petrus entsprechend) **ging hinein** in das Grab und siehet die Leinen gelegt. **Da ging auch der andre Jünger (Johannes) hinein**, der am ersten zum Grabe kam, und sah und glaubte es.“ Hiernach kann man sich auch von der Größe dieses Grabes eine ungefähre Vorstellung machen. Dem entspricht ganz das in Felsen gehauene Grab des Herrn, welches im Jahre 1555 unter dem Franziskaner-Guardian Bonifaz von Ragusa zum Vorschein kam, als man die alte von Konstantin herrührende Kapelle bis auf den Grund niederlegte. Die zahlreichen morgenländischen und abendländischen Christen, welche davon Zeugen waren, wurden von dem Anblick zu Tränen gerührt, sagt der Bericht. Im Grabe sah man oben zwei gemalte Engel, den einen mit dem Spruchband: „Surrexit, non est hic!“ (Er ist auferstanden, er ist nicht hier!) den andern mit dem Finger zeigend: „Bidete locum, ubi positus erat!“ (Sehet den Ort, wo er hingelegt war!) Der Hinzutritt der Luft zerstörte die Bilder. Nach Abhebung der Mabasterplatte, zeigte sich nun in dem offenen Grabtrog ein in ein kostbares Schweitzuch gehülltes Holz (vom Kreuz des Herrn), das Tuch aber zerfiel bei der ersten Berührung, und es blieben bloß einige Goldfäden zurück; auch die Inschriften am Holz waren vom Alter so verdorben, daß man nur noch die Worte „Helena Magni“ (Helena, des großen, etwa: Helena, des großen Konstantin Mutter, hat diese Grabkapelle errichtet usw.) zu lesen vermochte. Siehe Nahrngruber, Jerusalem, S. 91. Joseph von Arimathia wollte das Grab, in welchem der Leib seines Herrn ruht und aus welchem er glorreich und siegreich hervorgegangen war, nicht mehr für sich benützen. Es war ja sofort ein Gegenstand der Verehrung für die Jünger Jesu und die Gläubigen geworden. Deshalb ließ er sich nur etwa 20 Schritte davon ein anders Grab in den Felsen hauen, in welchem er und Nikodemus seine letzte Ruhestätte gefunden haben sollen.

Ich bemerkte oben, daß des Herrn Grab ein **Einlegegrab** gewesen ist. Die Juden setzten ihre Toten gerne in **Grabkammern** bei, die aus dem lebendigen Felsen gehauen waren. Neuere Ausgrabungen bekräftigten nur die überkommenen Beschreibungen. Gewöhnlich trat man zuerst in eine größere oder kleinere Vorkammer, in deren Wand oder Wände eine oder mehrere eigene Grabkammern eingehauen waren. In diesen Grabkammern standen manchmal mehr oder minder kostbare Sarkophage; gewöhnlich aber waren die einzelnen Gräber in die Seitewände oder in den Boden der Grabkammern in den lebendigen Felsen gehauen. Nach der Art, wie

dies geschah, unterscheidet man vier Arten von Gräbern. 1. **Schiebgräber**, viereckige Löcher, die in der Länge des menschlichen Körpers und gegen $\frac{1}{2}$ Meter breit und hoch in der mittleren Höhe der Grabkammern einzeln oder mehrere nebeneinander in den Felsen hineingehauen sind; die Leiche wurde, wahrscheinlich die Füße voran, mit oder ohne Sarg hineingeschoben. Diese Art Gräber ist in der Umgebung Jerusalems am zahlreichsten vertreten und scheint die gewöhnlichste gewesen zu sein, weil sie am wenigsten Raum erforderte. Das Grab des Herrn war nicht dieser Art. 2. **Aufleg- oder Bankgräber**; an einer oder auch mehreren Wänden der Grabkammer ward etwa 60—80 cm (40—50 inches) über dem Boden eine flache Nische gehauen, derart, daß, meistens von einem Bogen überspannt, parallel mit der Wand eine Felsbank entstand, gewöhnlich zwei Meter lang und einen halben Meter breit, so daß man bequem eine Leiche darauf legen konnte. 3. **Trog- oder Einleggräber**. Diese waren ebenso angelegt; nur war statt der flachen Bank, eine trog- oder fargartige Vertiefung, in welche der Leichnam gelegt wurde, und die man mit einer Felsplatte schließen konnte. 4. **Senkgräber**. Diese wurden im Boden der Grabkammern ganz wie unsere Gräber hergestellt, mit dem Unterschied, daß sie in den Felsboden gemeißelt waren; man schloß sie mit einer Felsplatte. Diese letztere Art der Gräber kommt indeß selten vor. Belehrend bezüglich der Anlage und Beschaffenheit der Gräber zur Zeit Jesu sind die Gräber zu Meschama bei Jerusalem, welche freigelegt sind. Siehe Sepp, Jerusalem, Bd. 2, S. 8.

Die Geschichte des Grabes des Herrn setzt dessen ununterbrochene Verehrung durch die Christen von Anfang an ganz unbestreitbar voraus. Es war ein vornehmes, sorgfältig ausgearbeitetes Grab. Joseph von Arimathia war ja ein reicher vornehmer Mann, und er hatte es für seine letzte Ruhestätte in seinem Garten bestimmt; die frommen Frauen sahen zu, wo und wie Jesus hingelegt wurde Matth. 27, 61; Luk. 23, 55; sie weinten am Grabe, Luk. 24, 4, und frohlockten dort gleich Petrus und Johannes über den Auferstandenen. Und ihnen nebst Maria, der Mutter Jesu, der Maria Magdalena, dem Johannes und den übrigen Aposteln sollte dieses Denkmal, wie des bittersten Todes, so der glorreichen Auferstehung Christi gleichgiltig gewesen sein? Das ist doch einfach undenkbar. Johannes, der Jünger, den der Herr lieb hatte, der Augenzeuge des Todes und Begräbnisses Jesu, beschreibt das Grab über 70 Jahre nachher, fast ein Menschenalter nach der Zerstörung Jerusalems, noch so frisch und lebendig, daß man wohl sieht, wie teuer es ihm war (Joh. 20, 1—18); und an Ort und Stelle bezeugten die Söhne jener „andern Maria,“ die gleichfalls unter dem Kreuz gestanden und den Leichnam Jesu zum Grab mit den andern Frauen

begleitet hatte, nämlich **Jakobus der Jüngere**, der erste Vorsteher der Christengemeinde zu Jerusalem, der 64 n. Chr. und **Simcon**, sein Nachfolger im Amt, welcher im Jahre 108 n. Chr. des Märtyrertodes starb, der Gemeinde von Jerusalem aufs unzweifelhafteste die Stätte, da Jesus im Grabe gelegen, das damals wie jetzt noch ein schlagender Beweis gegenüber den Ungläubigen und Zweiflern für die wahrhaftige Auferstehung Jesu aus dem Grabe ist; denn das Grab war leer. Und bis zur Eroberung Jerusalems unter dem römischen Kaiser **Hadrian** (135 n. Chr.) bewachten diese heilige Stätte noch dreizehn eifrige zum Christentum bekehrte Juden als Häupter der Gemeinde zu Jerusalem mit treuer Sorgfalt. (Siehe Eusebius, Hist. eccl. IV. 5 f. **Nur vorübergehend**, während der Belagerung Jerusalems durch **Titus**, waren die Christen unter Anführung ihres Bischofs Simeon nach Betsa jenseits des Jordan ausgewandert, folgend den mahnenden Worten des Herrn: Matth. 24, 16 ff.; Luk. 21, 20 ff. (Siehe Eusebius, Hist. eccl. III. 5 und Josephus, Bell. jud. II. 20, 1); sie waren aber bald wieder zurückgekehrt, um von den Ruinen Jerusalems und dem Grab unsers Herrn wieder Besitz zu nehmen. Eusebius, Hist. eccl. III. 5, 11, 33. Wenn man aber die Zerstörung Jerusalems gebraucht, um darzutun, daß die Christen nachher das wahre Grab des Herrn nicht mehr hätten finden können, so ist das namentlich jetzt, in den Tagen der Ausgrabungen, um diese oder jene historische Stätte zu finden, doch recht abgeschmackt, so daß man eigentlich nicht nötig hat, darüber ein Wort zu verlieren. Indessen bezeugt die Geschichte, daß die Zerstörung Jerusalems durch die Römer zwar eine solche war, daß die Weissagung des Herrn vollständig erfüllt wurde, doch keineswegs so, daß die Christen nicht mehr die geheiligten Stätten mit Sicherheit hätten auffinden können. Näheres bei Sepp, Jerusalem, Bd. 1, S. 80 ff. Im Jahre 130 n. Chr. kam der römische Kaiser **Hadrian** nach Palästina, verbot den Juden die Beschneidung und ließ Jerusalem als ganz heidnische Stadt unter dem Namen **Nelia Capitolina** wieder aufbauen. Da ließ er auch den Christen zum bitteren Hohn den Leidens- und Grabeshügel des Herrn mit einer Masse Erde überschütten, den Boden pflastern und einen Tempel nebst Statue der Venus aufstellen. Daraus ersehen wir, wie sehr die Christen diesen Ort, wo Jesus am Kreuz gestorben, ins Grab gelegt und glorreich auferstanden war, verehrten, so daß der heidnische Kaiser, der ein Verfolger des Christentums war, sie nicht anders abzuhalten wußte als durch den Tempel und die Statue einer Göttin, die wegen ihres mit sittlichen Ausschweifungen verbundenen Dienstes auf das äußerste verhaßt war; anderseits aber blieb dadurch der Ort selbst unzweifelhaft gekennzeichnet, so daß unter dem ersten christlichen Kaiser Konstantin der heidnische Tem-

pel usw. nur entfernt zu werden brauchte, um das Heiligtum der Christen wieder zum Vorschein zu bringen. Vergleiche Eusebius, Vita Constant. III. 26; Socrates (römischer Geschichtschreiber) I. 17; Sozomenus (römischer Geschichtschreiber) II. 1. Aber selbst dann, als der heidnische Tempel auf Golgatha stand, hörten die **Pilgerfahrten** zum Grabe des Herrn nicht auf, wenn auch „die reine Taube des Christentums“ die Stätte der heidnischen Greuel mied; selbst unter Hadrian, und noch mehr unter seinen Nachfolgern nahmen sie ihren Fortgang. Nicht bloß einzelne wallfahrten nach Jerusalem, sondern ganze Scharen aus allen Teilen der Erde. Davon gibt uns sichere Kunde der schon mehrmals zitierte Eusebius in seiner Demonstratio evang. VI. 16 und VII. 3 um das Jahr 315 n. Chr. Er schreibt, die Pilgerfahrten nach Jerusalem seien so zahlreich, daß Christen von allen Enden der Erde dahin kämen; ähnliches bemerkt zu Ausgang des vierten Jahrhunderts Hieronymus (epist. 58 ad Paulin. n. 4), alle Welt komme nach Jerusalem, so daß öfters das größte Gedränge daselbst entstehe. Von der Vergangenheit aber schreibt dieser verdienstvolle Gelehrte und Schriftsteller die denkwürdigen Worte: Es würde zu weit führen, wollte ich die Jahrhunderte von der Himmelfahrt Christi bis auf unsre Tage durchgehen und zeigen, wie viele Bischöfe, Märtyrer und Lehrer nach Jerusalem kamen; denn sie hätten geglaubt, weniger Frömmigkeit und Wissenschaft zu besitzen, wenn sie Jesum Christum nicht an den Orten selbst angebetet hätten, wo das Evangelium vom Kreuz herab zu glänzen begann.“

Das sind die geschichtlichen Nachrichten bezüglich des Grabes unsers Herrn bis zum Toleranzedikt Kaiser Konstantins. Im Jahre 13 erklärte sich derselbe offen für das Christentum. Dann tritt die Geschichte des Grabes Jesu in eine neue Phase. Genügen diese Nachrichten oder genügen sie nicht, um die Echtheit desselben nachzuweisen? Das möge der kritische Leser für sich ausmachen. Jedenfalls, und das sei nochmals betont, ist die christliche Ueberlieferung eine konstante und ununterbrochene, nicht einmal durch die heidnische Verwüstung und Entweihung unterbrochen. Allerdings bezweifelt die Echtheit Dr. Ludwig Schneller in seinem Buch: Kennst du das Land? Bilder aus dem heiligen Lande. Er schreibt (Seite 307): Um den historischen Nachweis der Echtheit sei es nicht nur sehr schwach bestellt, sondern er fehle gänzlich. Die im Vorstehenden gesammelten Nachrichten würdigt er mit keinem Worte. Er meint, erst im vierten Jahrhundert n. Chr. habe man angefangen, diesen Ort als Begräbnisstätte Jesu zu verehren. Was wolle dies sagen? Aus den angeführten Zeugen aber geht hervor, daß die Christen von Anfang an konstant diesen Ort als Jesu Grab verehrt haben. Und wenn Schneller fortfährt: „Aus den ersten Jahr-

hundertten des Christentums haben wir nicht die leiseste Spur davon, daß man diese Grabesstätte gekannt oder verehrt habe," so hat er sich wenigstens hierin geirrt. Und ebenfalls befindet er sich im Irrtum, wenn er bemerkt: **Erst** unter Kaiser Konstantin, nachdem also seit Jesu Tod ein Zeitraum verstrichen war, der fast so groß ist wie derjenige zwischen uns und der Reformation — und wie vieles war inzwischen mit Palästina vorgegangen — **erst da gab man vor**, das Grab Jesu gefunden zu haben. Dies steht doch mit dem was angesehene Geschichtschreiber berichten in direktem Widerspruch. Und ich wiederhole noch einmal: mag man von den obigen historischen Nachrichten denken, was man will, ist es denkbar, daß jene Jünger Jesu mit der Mutter des Herrn, jene ersten Christen, die doch eine so große, opferwillige Liebe zum Herrn bekundet haben, daß diese sich nicht um das Grab Jesu, die Stätte seiner Verherrlichung gekümmert hätten. Oder waren die zahllosen Personen jeglichen Standes (nach dem Bericht des Hieronymus, der doch jener Zeit näher gestanden als Leute des 19. oder 20. Jahrhunderts), die zum Grabe des Herrn pilgerten, leichtgläubige Menschen, jene Leute, die bereit waren, aus Liebe zu Jesu grausamen Martern sich zu unterziehen und ihr Leben hinzugeben? Was tun in unsern Tagen doch so viele, um die Gräber ihrer Lieben in weiten Ländern aufzusuchen oder die Stätten zu besuchen, wo dieselben gekämpft und ihren Tod gefunden haben! Das ist ein edler Zug des menschlichen Herzens. Und die ersten Christen sollten anders geartet gewesen sein? Alles dies fällt nach meinem Dafürhalten doch recht schwer ins Gewicht, so daß ich nicht zu behaupten wage: Man habe irgendein Grab für das Grab des Herrn ausgegeben, darüber eine Kirche oder Kapelle gebaut und es als wahres Grab Jesu verehrt. Na, ich muß mir sagen: wenn, um hier Schnellers Worte zu gebrauchen, **jeder Christ naturgemäß pietätsvolle Liebe für das Grab des Herrn hat**, so werden jene ersten Christen um so viel mehr, da sie doch eine pietätsvolle Liebe zum Herrn wahrlich besser und erprobter bewiesen haben als wir, das Grab Jesu nie aus dem Auge verloren, ihm auch wie dem Kreuz auf Golgatha diese Liebe erwiesen haben. Auch darf man nicht den Umstand übersehen, vielmehr ihn würdigen, daß Jesu Grab im Garten Josephs von Arimathia war, in einem von einem Gärtner (Joh. 20, 15) gepflegten und behüteten Garten; daß dieser Joseph, wie oben dargestellt, sich nur wenige Schritte entfernt ein andres Grab für sich aushauen und bereiten ließ; daß an dieser Seite des Golgatha nur diese beiden Gräber waren und die Ueberlieferung bezeichnet genau das eine als Jesu und das andre, für zwei Personen bestimmte, als das des Joseph von Arimathia. Schneller weißte allerdings lange in Palästina, hatte Gelegenheit, die „heiligen Orte“ öfters

zu besuchen; aber auch andre Leute, wissenschaftlich hochgebildete Leute, Professoren, hielten sich lange dort auf, und sie kamen zu dem Resultat, daß das Grab, welches man jetzt als des Herrn Grab verehrt, das echte, von Anfang an verehrte Grab Jesu ist. Unter diesen befindet sich mein ehemaliger Lehrer und späterer Kollege im Lehramt, der sich lange in Jerusalem aufhielt mit der Absicht, die Echtheit des Grabes des Herrn darzutun oder zu verwerfen. Mit größter Sorgfalt, einer echten deutschen Akribie ging er zu Werke und tritt in Wort und Schrift für die Echtheit ein. Und wie er so viele andre, deren Namen ich bereits mehrfach zitiert habe, deutsche Professoren. Und gerade jetzt erwacht wieder ein größeres Interesse, die Echtheit des Grabes Jesu darzutun, insbesondre unter englischen Gelehrten. Mit einigen Sägen aber, wie leider Schneller getan, kann man doch eine solche Sache nicht abtun. Oder sind die Christen wirklich, wie Spötter behaupten, eine einfältige, leichtgläubige Herde? Schneller ist ein vielgelesener, begabter Schriftsteller, der sich speziell um die heiligen Orte gekümmert und schön darüber geschrieben hat. Aber er fühlt sich abgestoßen durch das, was er an den heiligen Orten wahrgenommen. Das ist aber doch kein Grund, die Echtheit zu bezweifeln oder zu verneinen. Er hat recht, wenn er von unwürdigen Entweihungen der Grabeskirche redet und darüber empört ist. Aber er geht doch wieder nach meinem Dafürhalten zu weit, wenn er meint, die Vorsehung habe die wirkliche Ruhestätte Jesu dem Wissen der Menschen verborgen, damit dieselbe nicht entheiligt und beschimpft würde. Das unwürdige Treiben in der Grabeskirche wird durch die Eiferlichkeiten und Intrigen derchiedenen christlichen „Denominationen“ hervorgerufen und die Prügeleien der Mönche am heiligen Orte haben in dem Fanatismus solch roher Muttenträger ihren Grund. Ja, es ist wahr, von einem wahren Christentum ist dort wie sonst nichts wahrzunehmen, aber prunkhafter Aberglaube macht sich breit — wie auch über der Grabesstätte eines Paulus und Petrus. Ein gläubiger Protestant wird sich, abgestoßen von dem frommen und unfrommen Treiben an heiliger Stätte, mit Ekel abwenden. Das alles aber hat doch mit der Echtheit des heiligen Grabes nichts zu schaffen. Das sind eklatante Zeichen der Verderbtheit gewisser religiösen Gemeinschaften, mögen sie sich römisch- oder griechisch- oder russisch-katholisch oder Armenier nennen. Das Grab des Herrn ist wie Golgatha mit dem Kreuz des Erlösers eine jedem Christen, mag er katholisch so oder so, oder protestantisch sein, hochwerte Sache. Religiöse Unterschiede hören zudem auf, wo es sich um geschichtliche Dinge handelt wie hier.

Zum Schluß muß ich nun noch das Werk *Konstantins* und das der *Kreuzfahrer* kurz behandeln. Der Historiker Eusebius von Cäsarea erzählt in seiner „*Vita Constantini*,“ lib. III. cp. 25—41,

daß Konstantin alsbald nach dem Konzil von Nicäa (325) beschloß, zur Feier seines zwanzigsten Regierungsjahres „den hochheiligen Ort der Auferstehung des Herrn“ so zu verherrlichen, daß er vor allen ausgezeichnet und ehrwürdig erscheine. Seine Mutter Helena, damals nahezu 80 Jahre alt, begab sich selbst nach Jerusalem, um Golgatha und das heilige Grab von der greulichen heidnischen Verunehrung zu reinigen. Damals war Makarius der Bischof oder Vorsteher der Gemeinde zu Jerusalem. Unter seiner Beihilfe gelang es ihr, nach Begräumung des auf Geheiß des Kaisers Hadrian dahin geschafften Schuttes die unverfehrtte Kessengruft des Herrn zu entdecken. Aber dies geschah nicht, wie Schneller irrtümlich meint, infolge eines Wunders, sondern durch Nachgrabungen. Der unfähre Ort des Grabes war ja den Christen, insbesondere Makarius, dem Haupt der Christengemeinde nicht unbekannt, am Fuß Golgathas, nicht weit von der Spitze des Hügels entfernt, auf dem Jesus gekreuzigt ward, zumal Hadrian dort den Tempel der Venus hatte errichten lassen. Schneller geht also doch zu weit in seiner (wie mir scheint) Voreingenommenheit, wenn er meint: Und so wenig war die Stätte historisch beglaubigt, daß selbst schon damals ein Wunder helfen mußte, um die Echtheit des „heiligen Grabes“ zu beweisen. Das Wunder, das er hier im Auge hat, ist dasjenige, durch welches das Kreuz des Herrn unter den drei aufgefundenen Kreuzen erkannt worden sein soll. Nachdem nämlich das Grab Jesu entdeckt war, „konnte kein Zweifel sein bezüglich des Ortes, wo der Herr gekreuzigt ward.“ Dann hoffte Helena auch das Kreuz, an welchem der Herr gelitten, zu finden, weil es bei den Juden Sitte war, alles, was zu einer Hinrichtung gedient hatte, an Ort und Stelle zu begraben. Wirklich fand man nach längerem Nachgraben drei Kreuze, wie auch die Nägel, womit der Heiland angeheftet worden, und ein Brett mit der Kreuzesinschrift. Ein Wunder, auf das Gebet des Makarius hin, habe nun das Kreuz Jesu kenntlich gemacht. So verhält es sich mit dem angeblichen Wunder. Vergleiche Sepp, Jerusalem, S. 220. Konstantin ließ nun über dem Grabe des Herrn und dem Golgatha eine Kirche erbauen (326—334); sie zerfiel in zwei Kirchen: die Anastasis (das ist Auferstehung, Auferstehungskirche) im Westen, und die eigentliche Basilika im Osten. Die Anastasis war ein großer Rundtempel, in dessen Mitte, umgeben von 12 Säulen, den Sinnbildern der 12 Aposteln, als Zeugen der Auferstehung Christi, **die Grabkapelle stand**. Sie öffnete sich östlich in einen freien Hof oder Garten, welchen im Viereck drei Säulenhallen umschlossen. An dieses Viereck schloß sich östlich die längliche eigentliche Basilika mit fünf Schiffen und einer Eingangshalle auf der Ostseite, zu der man durch prachtvolle gewölbte Torgänge hinauffstieg.

Nicht lange stand dieses großartige Denkmal christlicher Frömmigkeit. Im Jahre 614, als der persische König Chosroes II Jerusalem einnahm und Tausende der christlichen Einwohner ermordete und andre, darunter auch das Haupt der Gemeinde Zacharias in die Gefangenschaft fortischleppte, ward der Prachtbau Konstantins hauptsächlich durch Juden, die dem persischen Heere gefolgt waren, größtenteils zerstört. Bereits zwei Jahre später begannen die Christen mit Hilfe des Morgen- und Abendlandes den Wiederaufbau der Kirche; erst nach fünfzehnjähriger Arbeit konnte der Bau vollendet werden. Er war aber verändert, da der byzantinische Kuppelbau die Basilika verdrängt hatte. Es kamen nun vier kleinere Kirchen zustande, die mit Mauern an einander stießen; eine derselben war die Kirche der Auferstehung über dem Grabe des Herrn. Neue Feinde erstanden dem Christentum und den heiligen Stätten in Jerusalem in den fanatischen Fatimiden (Abkömmlinge der Fatima, einer Tochter Mohammeds). Sie verwüsteten im Jahre 936 und 969 die Auferstehungs- und Golgathakirche bedeutend; noch ärger hauste darin 1010 der wahnsinnige Sultan Hakim. Aber auch jetzt wurde das Zerstörte von den Christen allmählich, jedoch in sehr verkleinertem Umfang wieder hergestellt.

Als im Jahre 1072 die seldschukischen Türken, ein wildes Volk, das Heilige Land eroberten, und die Pilger grausam behandelten, wurde durch die Päpste, besonders zuletzt durch Urban II. die Idee wachgerufen, das Heilige Land zu befreien und die heiligen Orte zu beschützen. So entstanden die Kreuzzüge, die aber ihren Zweck nicht erreichten. Indessen bedeckten die Kreuzfahrer während der kurzen Dauer ihrer Herrschaft das ganze Land mit herrlichen Kirchen. Vor allem fanden sie die nach Hakems Wüsten aufgeführten Bauwerke der Grabkirche zu dürftig und errichteten daher zwischen 1103 und 1130 östlich von der eigentlichen Grabkirche mit einem großen Durchgang auf den freien Gartenplatz einen prachtvollen Chorbau, erbauten an der Südseite des ganzen Domes ein großartiges Portal, und links (westlich) davon einen imposanten Glockenturm aus lauter Marmorquadern, brachten um den ganzen Ostchor spitzbogige Emporen als Umgangshallen an, von denen wieder eigne Gänge auf die platten Dächer hinaufführten. Im weientlichen steht diese Grabeskirche jetzt noch, abgerechnet viele Nachbesserungen und von den Griechen willkürlich und unpassend vorgenommene Aenderungen. Ausführliches findet man im Organ für christliche Kunst 1863, S. 209 ff.

Die Erneuerung der Grabkapelle unter der großen Kuppel unter Bonifaz von Ragusa ist bereits erwähnt. Damals wurde das Grab des Herrn und die Kapelle darüber mit glänzend weißem Marmor bedeckt. Schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts war

diese Kuppel sehr schadhaft geworden und wurde von dem „Austos des Heiligen Landes,“ Franziskus Vini wieder ausgebessert, und im Jahre 1719 begann man, die Kuppel neu zu bauen. Am 12. August 1808 geriet aus unbekannter Ursache (vielleicht durch die Bosheit der Griechen!) die Grabrotunde in Brand und wurde bis auf die Grundmauern in Asche gelegt. Nur die Grabkapelle blieb unversehrt, obschon sie fünf Stunden lang der größten Hitze ausgesetzt war, und das Blei der Kuppel geschmolzen herabträufelte. Nicht einmal die hölzerne Thür verbrannte und die seidenen Teppiche, womit die Kapelle im Innern belegt war, und das auf Leinwand gemalte Bild des Auferstandenen über dem Altar des heiligen Grabes blieben verschont. Bald aber begann man mit dem Wiederaufbau, den die Griechen mit russischem Geld in ihre Hände nahmen. Endlich, im Jahre 1862 hat Napoleon III. aus Gründen selbstjüchtiger Politik mit Rußland und der Türkei eine Uebereinkunft getroffen, gemeinschaftlich mit ihnen die wieder baufällig gewordene Grabkuppel herzustellen. — Das ist in kurzem Ueberblick die Geschichte der Grabeskirche, die zugleich, indirekt wenigstens, die Echtheit des Grabes des Herrn beleuchtet.

Wenn Gegner der Echtheit behaupten, Golgatha und das Grab seien nebst allen möglichen und unmöglichen Dingen fast wie auf Bestellung so nahe gerückt, daß alles noch bequem unter dem Dach einer Kirche Platz hat (Schneller a. a. O. S. 306), so ist das recht irreführend und entspricht nicht der Tatsache, wie aus Vorstehendem ersichtlich ist. Die Gebäude bedecken eine ziemlich große Fläche und wenn man den Längendurchschnitt der Grabkirche und den Längendurchschnitt des Golgatha und des Grabfelsens genau betrachtet, so wird man sich sofort überzeugen, daß „man nicht auf Bestellung nahe gerückt hat,“ sondern daß die Abstände von Golgathas Spitze und dem Orte des Grabes wohl entsprechen der Grundfläche der zusammenhängenden Gebäude. Da ist kein Widerspruch mit den Angaben der Bibel. Und tritt man durch das jüdische Hauptportal, so sieht man zur Rechten, wie der ummauerte und in eine kleine Kirche mit Krypta verwandelte Kalvarienfels in einer Höhe von fast fünf Meter sich erhebt.

Nach einer wohl begründeten Regel haben die Gegner der Echtheit des Grabes Jesu einen stringenten Beweis zu führen, daß dies Grab nicht das wahre Grab des Herrn ist, da die vielen Jahrhunderte hindurch dies Grab als das wahre Grab Jesu allgemein anerkannt und verehrt wurde. Das ist aber keinem der Gegner bis jetzt gelungen. Mit allgemeinen Ausdrücken des Zweifels oder Ablehnens ist gar nichts getan. Somit wird die Echtheit des Grabes Jesu erwiesen sein.

IS THE DRAFT FOR THE PROPOSED REVISION OF THE CATECHISM ADEQUATE?

(Concluded)

BY PROFESSOR C. E. SCHNEIDER

To what extent may we expect to encounter insuperable difficulties if the attempt be made to more extensively change the content of the catechism? Is this not largely a bogey constructed by our imagination? Some of the changes in content are so urgent and self-evident that they do not attract more than passing attention. In fact the committee which cautiously urges the principle of conservatism has itself made some pronounced changes in content. Some examples may make this clear.

We would refer first of all to the proposed change in the questions and answers dealing with sin. In the answer to question 64 in the old version we are told that, as a consequence of the fall, "man lost the image of God, came under the power of Satan, sin and death, and this corruption is transmitted from Adam upon all mankind." Furthermore in the answer to question 65 in the old catechism, it is stated that "since the fall man is corrupt, therefore unfit for anything good, but prepared for and inclined to evil." This embodies important elements of what is usually considered to be the Evangelical doctrine of sin. This point of view for instance is found in the old "Evangelisches Gesangbuch" where we find a hymn beginning with the words:

"Durch Adams Fall ist ganz verderbt
Menschlich Natur and Wesen."

It could be considered a striking commentary on this hymn that it has been omitted from the "revised" hymnal. Doctrinal misgivings are hardly to be held entirely responsible for this deletion, because a similar doctrinal tone is found in hymns 39 and 41 of the old and 75 and 76 of the new hymn book, where respectively we read such sentiments as:

"Es war kein Gut's am Leben mein,
Die Sünd hatt' mich besessen." and
"Ach Gott es hat mich ganz verderbt
Das böse Gift der Sünden."

It requires no special elucidation to see how this doctrine has become traditional in our thinking and preaching. However, in the light of modern psychological and theological research its validity has been questioned. A change in the content of our catechism seems imperative. No scruples seem to have been entertained concerning the danger of "useless and time-robbing controversy," and

the draft, although committed to a conservative policy does not hesitate to embody the necessary changes in the answer to questions 67 (old 64) where we are told that, as a consequence of the fall, "man came under the control of Satan, sin and death and lost the *strength and beauty* of God's image." The answer to question 68 (old 65) has also been amended to state that: "Since the fall man's nature is spoiled, he is therefore not inclined to do good but prepared to do evil."

Another instance in point may be found in the discussion of the order and manner in which the Holy Spirit imparts salvation. The old catechism, in answer to question 91, enumerates the well known six stages of calling, enlightenment, repentance, faith, justification and sanctification. The draft properly omits the question entirely but by this process of omission alters the doctrine which in the past we had impressed upon our youth.

A careful comparison of the draft with the old catechism will show other tangible deviations from old doctrinal positions and may suggest additional changes equally desirable. If the doctrine of sin bears reexamination the same may hold true of other articles in the creeds of the "elder orthodoxy." By such a revision of content we may help restore the continuity of the Christian consciousness. We may hesitate at first, to subject the figure of Jesus or the atonement, etc., to a revaluation. Yet says Sperry, "Whatever the moral perils of this process, they are inevitable in the life of free and active faith and they are less than the peril which lies in archaeological Christianity. If Jesus is not our contemporary in some profoundly historical sense of the word, then he is nothing to us, and he can save neither himself nor us." Ancient, medieval doctrine may have become alien to modern thought and need to be revitalized by the appeal to the community of experience of the men whom they should serve.

It seems therefore that considerable change in content is inevitable even in what purports to be a conservative revision. In making the above mentioned changes in the draft there seems to have been no fear of theological dissension. Conditions required the change and it was made. That such changes will not be indignantly rejected is seen in the circumstance that from such a conservative district as Texas, we have the following word of appreciation for the draft. "Der Texas Distrikt dankt dem Herrn Prof. D. Irion, D.D., für seinen positiven Glaubensstandpunkt in der Vorlage der Revision des Katechismus." (Resolution of the Waco pastoral conference, p. 8)

Bearing these things in mind we are only strengthened in our conviction that, as a text book designed to meet the needs of a

living present, the catechism should be subject to revision of content as well as form. Curriculum, or lesson materials are always in flux in the educational world and a fixed and inelastic or static organization of curriculum materials can not be insisted upon in the propagation of religion. We as a church must enter into the sublimation process as we find it in progress round about us and add our contribution to and receive a stimulus from the same. Otherwise we will not have done our duty to ourselves nor to the younger generation which is compelled to live in the atmosphere which the present world movements are creating.

If we agree to these fundamentals, then the line of moral duty ought to be clear. It becomes a very petty expedient to construct the bogey of controversialism; for a theological controversy may be but a small and perhaps essential incident in the working out of the larger program. Stevens, in his *History of Methodism*, describes the first Wesleyan Conference where it seems the question was asked, "Should we be fearful of thoroughly debating every question which might arise?" Wesley's position was clear. He expressed himself about as follows: "What are we afraid of? Of overturning our first principles? If they are false, the sooner they are overturned the better. If they are true they will bear the strictest examination. Let us all pray for a willingness to receive light to know every doctrine whether it be of God." After all there are benefits incident to free discussion of which we ought not deprive ourselves. Betts somewhere claims that "conflict of opinion is not to be deplored in the church any more than in any other social organization; for truth oftenest emerges out of free discussion . . ."

2. Avoidance of Disturbance in Rank and File.

The proposed revision is furthermore grounded on the desire to "avoid unnecessary disturbance in the rank and file of our Evangelical people who have learned the old catechism." Although this seems to refer mainly to changes in form and method, it also involves the content. It is our contention that a catechism consistently revised on such a principle, not having been conceived in the proper spirit will lack the characteristics which will make it truly adequate. Such a revision, in principle, does not comprehend the requirements of the situation and is foredoomed to failure. Let us test some of these statements.

In the first place this principle is based on an untenable static conception of life. The static world view holds to the status quo because human nature is essentially the same at all times and because the revelations of God are final and adequate to all needs of

all men at all times, supplying eternal needs with eternal solace and having satisfactorily served their purpose in the past, evidently cannot be improved upon. It contains the complete, perfectly rounded out system of saving knowledge sufficient for the fathers, therefore sufficient for the children. We could compare it with that magic "open sesame" which procured access to the hidden treasure and it could be argued that if it served that purpose for the fathers who learned it, why shall not the children also be held to memorize and master so precious a book. And it may be argued that if Ali Baba was put to straits by the mere prank of his memory in forgetting the magic phrase how much more would he have been disturbed if he had been required to discard the old and master an entirely new method. He may have become much more confused and the second condition would have been worse than the first.

Now it is certainly true that in a static world, with completed systems of life and conduct where the last word has been spoken, the introduction of something new would have a most disturbing effect and would tend to "turn the world upside down."

However, this world in which we are living is anything but a static world. It is continually necessary to realign ourselves to new situations as they arise. History in all its variations tells the one story of how old forms, sufficient in their day made way for the forms demanded by the conditions of another day with its new knowledge and changed conditions and new needs. We see this illustrated in the changing forms of government and the progress that has taken place in methods of education, administration of business, conduct of economic affairs, etc.

On the basis of a static social order we would never have had a Reformation for it disturbed the father's conception of religious life. Almost all the great "disturbances" in history, whereby the old régimes were overthrown would not have occurred. There would not have been a Christianity, a Reformation, a French Revolution, a War of Independence, an industrial-revolution, or a civil war.

In fact it is contrary to our general experience to contend that the best and most virile life is one without "disturbance." Life is a continual struggle for existence stimulated by an ever changing environment which thrusts new conditions and correspondingly new needs upon us. It is the very essence of life itself that makes it possible for us to continually readjust ourselves to our environment. In fact it is a very distressing and disturbing circumstance when an individual or institution lacks the ability to make the sufficient adjustment to changed surroundings. When we hold to

the dynamic or evolutionary conception of life we see the need of accommodations. The man or institution which evades the disturbances of such readjustment will retrogress and finally atrophy.

One of the most recent historical applications of this thought is made by the American historian, Prof. F. G. Turner of Harvard. Turner's valuable contribution to the study of American life and institutions lies in his emphasis of the importance of the frontier in American History. The one sided reference to this factor need not detract from the truth which it contains. Turner's contention is that "American social development has been continually beginning over again on the frontier." As the frontier was continually pushed westward, the ever recurring new conditions demanded new adjustments. This makes for the fluidity of American life; this process of perennial rebirth being the condition of continuing life. The history of American Christianity becomes absorbingly interesting when viewed in this light.*

The history of the Evangelical Church may also be studied from this point of view. The frontier in the Evangelical Church has been changing continually, in fact is still in the process of change and unless we have a higher regard for the exegesis of the situation we will lose out in our struggle for existence. One of the outstanding reasons, therefore, why the Catechism should be revised is that from almost every conceivable point of view, sociologically, religiously, theologically and pedagogically, etc., the Evangelical frontier has changed and is changing. If the revision is to be adequate it will have to take account of this circumstance, regardless of the "disturbances it may cause to the rank and file of our Evangelical people who have learned the old catechism."

Sociologically the present frontier differs widely from that of the time of our fathers. To meet the needs of their day the "Kirchenverein des Westens" at the suggestion of Heyer in 1840 appointed Wall, Garlichs and Nollau to provide a catechism for the rough and unlearned German immigrants of their time. Simple, in the German language, reflecting the Pietistic trend of the day, largely in sympathy with Lutheran traditions and not rising above their time in the retention of medieval theology, these grand old men of our synod in a very adequate and admirable manner met the challenge of the frontier conditions in which they lived. And when, with the inevitable shifting of our lingual frontier it became incumbent on our church to serve English speaking constituencies the logical step was taken and the catechism was translated into the English in 1892, in spite of the disturbance it raised

* See Mode.

for the fathers, many of whom, of course, did not comprehend the situation and vigorously objected. Had the fear of disturbance been a valid deterrent motive, we would not have revised the "Gesangbuch," or the Statutes, or the "Book of Worship," or accepted such innovations as the budget system, English periodicals, etc.

The change of frontier which bears most directly on the revision of the catechism has occurred in the pedagogical field. From this point of view an adequate revision may require quite radical changes. With the acceptance of the newer educational ideals mentioned above, corresponding changes become necessary in educational methods. The origin of the catechism dates to the controversial days in which creeds had to be defined to safeguard against heresy or misstatement etc. The best pedagogy of the day seemed admirably to serve this end. Memorization became a goal and end in itself and the question books were admirable agencies to achieve the end sought. Even in the first part of the nineteenth century the ideal of formal instruction with its high rating of memorization held sway. Some incredible feats were achieved in some of the Sunday schools of this period. It is said that one pupil in a certain Sunday school had one thousand seven hundred and fifty-two verses to his credit and that most pupils could recite at least one hundred verses in an evening. This principle and these methods were also in vogue in secular education and it was only with the appearance of such masters as Pestalozzi, Froebel and Herbart, that secular education was lifted from the ruts in the early years of the twentieth century.

Characteristically the church lagged behind in the adoption of the principles of the "new education." The church was reluctant to apply the term education to a process which was conceived to discredit the more religious task of evangelism. Again it was the atomistic, static conception with its strict separation of the religious from the secular phases of life that insisted that a corresponding difference must prevail between secular education and religious education. Let the simple methods of Jesus and the apostles be taken as examples, it was claimed, and there would be no need to adopt the fine spun theories of men. What was required was to give God's spirit the chance to operate.

In the light of modern psychological and pedagogical research, however, we can hardly get away from the fundamental proposition that the educational process is of a unitary nature. If religion, let us say, is to be taught i. e. is teachable at all in the sense that we are justified in its connection to use such terms as teaching or learning, then surely it follows that the essential pedagogical principles employed must be the same that are used in the process

of secular education. Therefore, if pedagogy has advanced in the secular sense the church lags behind if it refuses to consider its findings.

Certainly a defective psychology was the basis of the pedagogical demand that great quantities of materials should be memorized and crammed into the mind of the pupils to be drawn out "on demand" at some future date as emergency would require. Yet the catechetical instruction of not so long ago conceived this to be the method "par excellence" and it would not be surprising to find it in vogue at some places even to this day. This, however, would be in defiance of the best educational practice of today. Modern pedagogy, under the investigations of such men as Dewey and Thorndike, Starbuck and Coe has introduced new, unheard of angles to the subject. The pedagogical analysis of apperception, memory, imagination, attention, interest, etc., has brought new challenges to the religious educator and a new appreciation for the significance of his work.

Athearn's devastating criticism of teacher training textbooks at the International Sunday School Convention of 1914, may be referred to in this connection.

From such considerations as these, therefore, it is of prime importance to insist that if a revision is to be attempted it be not restricted by any "shortsighted" *Interesse des Haltens am Alten*" as the California Pastoral Conference succinctly phrased it, or hampered by any false reverence for the memory of past generations. Our interest in the revision is not determined by the consideration of how adequately the catechism supplied the needs of the past but by the desire that it adequately supply the needs of the young people of today. Fond parents may receive an emotional thrill on Palm Sunday as they listen to their children recite the same answers in the same way that they did a quarter of a century ago, but more important than the beautiful sentiment of such an occasion is the assurance that these children of modern times and conditions have developed into Christian personalities. That alone shall be the standard of adequacy.

It would be an injustice to the proposed revision to deny that it represents an improvement over the old catechism. The suggestions listed under (b), (c), (d) and (e) on pages 3, 4, 5 of the draft are of a constructive nature. We greet with approval the principles to: (1) use simpler words and constructions, (2) reconstruct difficult constructions, (3) leave out abstractions, (4) substitute biblical terms for theological, etc., (5) to have answers introduced and repeat wording of the questions. With reference to the above we could perhaps suggest a more rigorous application

of principle (3) and (4) to the discussion of the attributes of God. Principle (5), to be consistent, should also be applied to the answers bearing on the Lord's Prayer. Likewise principle (c: 1) could be so interpreted as to retain but one question on each commandment which would embody both the prohibition and requirement clauses. However this has taken us into a consideration of some of the specific changes which could be suggested but which it is not the purpose of this article to discuss. In passing it may be pointed out that the "memorization" ideal seems to have held large sway for not less five times is reference made to the desire to facilitate the memory work.

There are some other points where a revision in form and method and perhaps in content would be called for, and which would lift us head and shoulder above the "rank and file of our Evangelical people who have learned the old catechism." The pioneer work along this line has been done by the Commission of Religious Education the report of which we find in the General Conference Report of 1921, p. 165 and in the "Theologische Magazin" of March, 1921.

Although this plan may not be satisfactory in every respect it is safe to say that it represents the most advanced position of our church in the development of a scientifically worked out plan of religious education. In fact it must have been so considered by the General Conference which instructed the Board of Religious Education "to continue the work of preparing an Evangelical Lesson Course as begun by the Commission of Religious Education according to Evangelical Principles, and to submit its plan to the next General Conference." (Gen. Con. Report p. 205, No. 11.) When subsequently (p. 205, No. 17) the Board is given further instructions to prepare a draft of a revised catechism, one would assume that this draft would in some way be correlated to the plan previously referred to. According to this plan the catechism represents the keystone of the entire course of study. It is preceded by the three stages of (1) Bible stories, (2) Biblical science and Bible reading, (3) church hymns and hymnology, which would thus prepare for (4) catechetical instruction. The post-confirmation course would lead through (5) church history and art, (6) history of missions and (7) practical and social Christianity.

In its extensive scope evidently such a plan or a similar one, would be an epoch-making step and would entail rather disturbing changes. In fact the writer personally knows of some pastors who have quite unqualifiedly expressed their disturbance at this contemplated change.

The intensive working out of this plan involves changes in the form of the catechism. The detailed plan of the Commission demands and deserves further consideration although as is admitted by the commission itself it is designed to be so elastic as to permit modifications. At least it seems to deserve more attention than it has received up to this time. The fundamental change in the form of the catechism so conceived would demand that it more closely approximate the text books used throughout the week by the children in the public schools. This could be so arranged that a whole page would be devoted to each question and answer. Here we would expect to find a thorough exposition of the subject which would utilize modern points of contact by recourse to all fields of knowledge, and the use of available sociological materials. Thus a text book in the real sense of the word could be placed into the hand of our pupils and not merely a "question book" with answers to be memorized. The suggestion of the Atlantic District (p. 44) and other similar ones (See Ohio p. 27, 28, and articles in "Theol. Mag.") could also be considered in this connection. It was the manifest intention of the General Conference that in the work of revision the suggestions of the Commission should be taken into consideration.

Such changes of course, may involve expenditure of time and money which does not seem possible. The work is of such stupendous importance, however, that it ought not be affected by such considerations. If the work, done immediately, would be inadequate because of such limitations imposed upon it, would it not be wiser to postpone the entire project until it were possible to get it done properly?

III. ADHERENCE TO WHAT IS OF HIGHEST VALUE IN EVANGELICAL TRADITIONS

The third principle guiding the revision ought to win the wholesouled support of every true Evangelical man and woman and child. By all means let us "remain as close and faithful as possible to that which is of highest value in Evangelical traditions." The appeal to tradition is not to be passed by lightly. History teaches us to honor the past and to respect her traditions. To what extent and in what manner this entails that we "follow as closely and as conservatively as possible the form and content of the old catechism" is another question. Nowhere does history teach or even suggest that man become the slave to the traditions of the past. In the eyes of some it appears almost sacrilegious to contend that traditions have no normative value. It is false to assume that what was considered correct or true at one time will

always be considered thus. Although of inestimable value as a directive and for offering points of approach, it is possible that traditions may be quite misleading norms for our conduct and belief. If the traditions of an institution represent a deposit of values to be zealously guarded to the neglect of the vital challenge of present day life they become veritable shackles to progress. "One cannot minister to needs which have ceased to exist." The difficulty in all this lies in the circumstance that the traditions are static and, when they are recognized as the environment according to which we mould our thoughts and deeds and words, will inevitably have a fossilizing influence instead of inspiring us on to our highest efforts and attainments. We will then find ourselves confronted by the so-called "archaeological Christian."

We assume an immeasurably higher attitude when we come to the understanding that we are the makers of tradition. Instead of lulling ourselves to sleep on the traditions of our fathers let us highly resolve to create yet higher traditions for our children. Instead of continually looking behind us to discover the golden age and its standards according to which we are to measure ourselves, may we not more profitably look ahead into the future and see the patterns of the perfection for which we ought strive.

After all that has been said or will be said or even can be said on this subject the fact remains that the final solution to our problem will not be attained by means of any revision. It is not the instrument so much as the man who operates the instrument that decides the situation. The personal element is the determining factor. The most perfectly revised catechism in the hands of an incompetent teacher will fail to achieve results. It is safe to assume that the old catechism with all of its limitations would be a much more effective medium in the hands of an inspired teacher possessed with the passion for souls. This does not belittle the necessity of revision or disparage us in our task. Rather it directs our attention to the ultimate condition of success. By following such principles we will be true to that which is of highest value in Evangelical traditions. Just what these Evangelical traditions and Evangelical ideals are in detail it is not necessary to say. We would not be Evangelical without them. As we proceed with the work of revising the catechism let us truly "remain as close and faithful as possible to that which is of highest value in Evangelical tradition." We may then rest assured that the revision of the catechism will be adequate to the most exacting needs; for it is a characteristic of the highest type of Evangelical mind to penetrate to the spiritual reality which is to be found beyond the narrow confines of the form and content of earthborn institutions.

THE WILL OF GOD

Can It, Shall It Be Done on Earth as it Is in Heaven?

REV. J. H. HORSTMANN, CHAIRMAN, COMMISSION ON

CHRISTIANITY AND SOCIAL PROBLEMS

A curious incident is related in Mark 5: 1-18. One morning as Jesus and his followers disembarked from a boat on the eastern shore of Lake Galilee, a madman came rushing toward them with frightful cries and imprecations. Because of his madness he had been driven out of his native village, and we can easily imagine the shadow resting on that home, and how the man suffered. He was so violent that chains would not hold him. He cut himself with sharp stones and no man had strength to tame him. Jesus healed him, and then we learn that the devils who had possessed the man rushed into a herd of swine which thereupon precipitated themselves into the lake and were drowned.

When the people from the village nearby learned what had happened they sent a committee to investigate. They saw the madman clothed and in his right mind, and they found their swine destroyed. They found a human being restored and rehabilitated, and they found a property loss amounting to so and so many shekels. Apparently it did not take them long to decide that the property loss outweighed the gain in human welfare, and that a man who would deliberately cause them such a heavy property loss was dangerous to the community, and could not be tolerated, even though he had just given back to one of their people all that made life worth living. The desire to keep those devils from plaguing human beings again was all right, of course—but to sacrifice a whole herd of swine on that account!—nay, that was too much. The quicker they got rid of that kind of fellow the better. And so they begged Jesus to depart. Their hogs meant more to them than rehabilitated human life. They put property and profits above human life and welfare.

Through all of human history that has been the attitude of those who have had the power and the opportunity to control human life and human destiny. Property has always had the right of way and it mattered little what men, women and children suffered or lost as a consequence. In ancient Israel there were those who turned justice into wormwood and cast down righteousness to the earth, who trampled upon the poor and took exactions from him of wheat, or afflicted the just or turned aside the needy in the gate from their right, Amos 5: 1-15. Later, in Europe, the masses of the people on the farms were reduced to poverty and serfdom that a few powerful lords might control vast estates and enjoy

unlimited wealth. Today in our own land the dividend reigns supreme, regardless of the condition of the worker in mine or factory and of his rights and his happiness, and even the lives of little children are mercilessly sacrificed on the altar of Profit, while laws upon laws are passed and vast sums of money spent to protect investments, improve the strain of horses and cattle or to safeguard a monopoly. And when the prophet of God undertakes to call attention to the supreme value of human life and welfare, or to the laws of a just and righteous God, he becomes "dangerous" or "radical" and people beg him to depart.

"OUR MACHINE CIVILIZATION"

Nowhere has this spirit of ruthless greed and exploitation become so powerful and oppressive as in modern industry, which means modern machinery, with its tremendous increase of production, and its almost incalculable saving of time and labor, but also with its awful cost in human health and safety, the constantly decreasing independence of the individual, its growing antagonisms in human relations and its irreparable moral and spiritual losses. One needs only glance very briefly at the civilization our grandfathers knew, only a century ago, and compare it with our own to realize that ours has been well called "a machine civilization." In 1825 there was not in all the world a railroad, a telephone or a telegraph. The steamboat had just been tried out as a rather doubtful experiment. Travel was slow and dangerous and most people stayed at home, living and dying where they were born. When Samuel Morse, artist and inventor of the telegraph, tried to get from Washington, D. C. to New Haven, Conn., to the bedside of his dying wife, it took him seven days. The people of that day had to live without electric light, the sewing machine, bathtubs, furnaces, hot-water faucets, sewer systems, hard surface roads, etc. An overwhelming majority of them lived in villages and on the farm and the home was the unit and center of all the industrial arts. They lived simply and quietly, and there had been very little change in the ways of living during the 3,000 years preceding. Nothing swifter than a horse was known to either Nebuchadnezzar or Napoleon, although they lived nearly 2,500 years apart. Farmers used practically the same methods and implements that were used in the days of Cæsar.

When we realize all this we understand that the mightiest revolution in all history human has occurred in the century between 1825 and 1925. "The whole complexion of life has changed for all of us. Our ways and habits differ vastly from those of the people a century ago, and the whole environment and outlook upon life is different. Of all the changes which ever took place on the

The Will of God

earth nothing has so profoundly affected the whole method and manner of human life as has the mechanical revolution of the nineteenth century. Instead of the individual working for his own needs, in his own time, and in his own way, over half our population now live together in cities, many millions of men, women and children working in vast factories, engaged only in making little parts of an article which they perhaps never see when it is completed. Great throngs of men work underground, digging the coal to feed the insatiable monster machine we have set up, and multitudes of workers toil ceaselessly and feverishly, day and night, to keep the wheels going. For many millions of human beings life has become merely a vast treadmill, worked by weary feet, to grind the corn, that makes the bread, that gives them strength—to walk the treadmill.”

THE BENEFITS VS. THE COST

True, this machine has done great things for us. The United States Department of agriculture has estimated that while it took three hours and thirty minutes to produce a bushel of wheat in 1830, this can now be done in about as many minutes. A hundred years ago a woman could spin twelve skeins of thread in ten hours, producing a thread about ten miles in length. In a modern cotton mill, however, she can attend from six to eight hundred spindles, each of which spins 5,000 yards, a total of four million yards a day, or, in other words, a thread reaching almost around the globe. A bulletin of the Smithsonian Institution tells us that to accomplish the work done annually in the United States, or at least the equivalent in such kind as men can perform, would require the labor of three billion hard-working slaves. The use of machine power gives to each man, woman and child in this country the service equivalent to that of about fifty servants.

But we have had to pay a tremendous price for all this. Individual business men and workingmen have lost practically all their independence. The control of many large industries is increasingly falling into the hands of banking syndicates. The Federal Commission on Industrial Relations some time ago found that the corporations controlled by six financial groups and affiliated interests employ 2,651,684 wage earners and have a total capitalization of nearly twenty billion dollars. These six financial groups control twenty-eight percent of the total number of wage earners engaged in the industries covered by the report. The Morgan-First National group of New York alone controls corporations employing 785,499 wage earners. Naturally, the individual worker is practically helpless in the face of such a concentration of wealth and

power. What chance has he to affect or in any way to change the policies determined upon by a ten-billion dollar group of bankers? The development of modern industry has brought about a concentration of wealth and control which enables a few men to exercise power and influence far beyond the dreams of medieval monarchs in so far as the will of these men more or less directly makes or mars the conditions governing the lives, welfare and happiness of millions of workers and their families.

Just how this works out in real life appears from the startling fact that, according to the findings of a committee appointed some time ago by Secretary Hoover, workers in the clothing, shoe, textile, building and mining trades are idle about from twenty-five to thirty-seven percent of their time. This is very largely so because production has not been systematized as it should be in order to insure regular employment to the workers. Rush seasons and slack seasons alternate according to the rise or fall of the profits of the employer or the particular group controlling the industry. In a most important investigation of employment methods, needs, and agencies, over a five-year period, by the Russell Sage Foundation, it was brought out that there is great resentment on the part of the workers against an industrial situation in which such insecurity and uncertainty of employment are possible that, as was shown, from one million to six million persons are out of work for weeks and sometimes for months at a time. It is not only unemployment but *the fear* of unemployment—the knowledge that any job is uncertain and insecure, subject to the fluctuations of economic change—which is responsible for much of our present industrial unrest. According to a careful survey of labor conditions in this country more than six million workers are employed in occupations which endanger life and health on account of atmospheric pollution in the five hundred hazardous occupations listed by the United States Bureau of Labor Statistics. The American Red Cross estimates that industrial accidents cause the deaths of about 25,000 persons in the United States every year, with disabilities resulting from the same cause affecting nearly 3,350,000 persons more, and that a total of 680,000 workers were incapacitated for at least four weeks every year. When we consider all this we understand laborers are dissatisfied with things as they are.

THE CHILD LABOR AMENDMENT

And all this could be prevented to a very great extent if those in control of the various industries would govern their policies by the welfare and happiness of the workers rather than by the amount of profit the industry will bear. A very drastic illustration of the

determination, ruthlessness and efficiency with which modern industry is controlled by property and profit appears from the fate of the proposed Child Labor Amendment in the various state legislatures during the past few months. The Amendment had been approved by both houses of Congress with a very substantial majority, and had the backing of both the great political parties, besides the hearty endorsement of both President Coolidge and the late President Harding. There were also behind it practically all the religious, educational and welfare agencies and the women's organizations of the country. Yet the Amendment was decisively and apparently very easily and quickly defeated, for the time being, by the efforts of various organizations representing property and profit. And those who favored the Amendment were denounced all over the country as "bolshivists," "sap-suckers," "uplifters," etc., and were told to keep their hands off the so-called rights of employers to exploit children wherever they had the opportunity. What is this but a very modern counterpart, on a national scale, of the incident related in Mark 5: 1-15?

And there is a very great and very real need for the Child Labor Amendment. Over 600,00 children between 10 and 15 years of age are now at work on farms alone as *regular contract laborers* working for pay which they never see, to say nothing of an almost equal number working in factories or sweatshops in states where such employment is legal, or in defiance of the law where it is not. The Amendment is necessary because of the great increase of child labor since the federal child labor laws were declared unconstitutional. The interests which profit from child labor find it easy to evade state laws or to prevent state legislatures from passing adequate child labor laws. Barely one-fifth of the states have such laws on their books, and their industries are naturally at a disadvantage compared with those of other states, so that in the absence of a uniform child labor law, the tendency is to lower standards even in those states which have had adequate and effective laws. Rev. H. L. Streich, 2013 St. Louis Ave., St. Louis, Mo., will be glad to send literature on the subject free of charge.

The Amendment is *not* a statute prohibiting the employment of all children under eighteen years of age, but simply an enabling act authorizing Congress to legislate as to child labor. It does *not* interfere with boys or girls on the farm helping with farm chores or housework. It *does*, however aim to interfere with the employment of young children in mines, mills, factories, workshops, sugar beet, tobacco and cotton fields, cranberry farms and truck farms all over the country, working frequently as long as 12 hours a day, undergoing physical exertion beyond their strength in all

kinds of weather, spring or fall, or even all the year around. In view of the high estimate Jesus placed upon childhood, Christian people should willingly help to protect all American children against any of the above abuses, rather than play into the hands of the greedy and corrupt interests which exploit them for the sake of pecuniary profit.

MORAL AND SPIRITUAL LOSSES

But there are also other heavy losses to be borne on account of the prostitution of industry in the interest of property and profit. From the beginning modern industry has rested upon the doctrine of free competition and the assumption that the public good will best be served by each person seeking his own good, with the minimum of state interference. In other words, "Each one for himself, and the devil take the hindmost." This has resulted, however, as has been aptly said, not only "in the devil taking the hindmost but the foremost also, the latter perhaps even more so than the former." While such a policy may have had much to do with the rapid and "successful" development of American industry, it is nevertheless actually a policy of warfare in which the size of material rewards has been determined by the degree of victory in vanquishing one's competitors. This spirit of warfare, which is essentially anti-Christian, must inevitably grow with the passing of cheap land, the growth of population, the monopoly of natural resources and the concentration of control of industry. Unless another basis is found for industry the conflict between groups of business men and between employers and workers must continue to grow more intense and finally lead to open revolution.

It reveals deep spiritual insight, therefore, when Mahatma Gandhi, India's great nationalist leader, bitterly opposes the spread of modern industrialism in his native land. His objections are based on moral grounds rather than on economic reasons. In his book, "Indian Home Rule" he writes:

"Machinery has begun to desolate Europe. Ruination is now knocking at the English gates. Machinery is the chief symbol of modern civilization; it represents a great sin.

"The workers in the mills of Bombay have become slaves. The condition of the women working in the mills is shocking. When there were no mills, these women were not starving. If the machinery craze grows in our country it will become an unhappy land. It may be considered a heresy, but I am bound to say that it were better for us to send money to Manchester and to use flimsy Manchester cloth than to multiply mills in India. By using Manchester cloth we would only waste our money, but by reproducing

Manchester in India, we shall keep our money at the price of our blood, because our very moral being will be sapped, and I call in support of my statement the very mill hands as witnesses. And those who have amassed wealth out of factories are not likely to be better than other rich men. It would be folly to assume that an Indian Rockefeller would be better than the American Rockefeller. Impoverished India can be free but it would be hard for an India made rich through immorality to regain freedom."

Although Gandhi is not a Christian, his intensely religious spirit has clearly grasped what Christian leaders in Europe and America failed to understand at the beginning of the new industrial era.

Naturally, conditions like these are in direct conflict with the ideals of Christian brotherhood and service which Jesus established. Modern industry is anything but a brotherhood, and service, in the true meaning of the word, is unthinkable where each seeks to gain for himself the largest measure of material possessions and personal power. And the effect of modern industry upon family life is another very serious indictment against it. "It takes the father away from home for long hours and returns him exhausted; it drives mothers away from home, leaving their children unguarded and uncared for; it sends children into distant workshops at the earliest legal age, and frequently in defiance of the law; it forces multitudes of workers to live in dreary and unattractive homes, attempting to satisfy the craving for pleasure and recreation by outside commercial amusements. From the Christian point of view, and from the standpoint of human welfare, it should not be difficult to find the right answer to questions like these: Does modern industry help or hinder the full development of human beings? Do its benefits outweigh its human costs? Upon what groups rest chiefly responsibility for reducing the human costs of modern industry?

A series of valuable studies in this field have been prepared by Christian students of our social problems like Sherwood Eddy, Kirby Page, John H. Gray, and the Research Department of the Federal Council Commission on the Church and Social Service. Bulletins No. 1 and 2, entitled "The Wage Question and "The Controversy," respectively, published by the Research Department of the Federal Council, and the following pamphlets, Christianity and Industry Series, dealing with various aspects of the industrial problem: "Industrial Facts," Collective Bargaining," "The United States Steel Corporation," "America, Its Problems and Perils," "The Economic Order, What is It, What is it Worth?" may be ordered through Eden Publishing House, St. Louis, Mo., at ten cents each.

SEEKING THE WAY OUT

It is gratifying that many prominent and successful business men are giving much time and thought to the problem of finding a way out of these wrong and un-Christian industrial conditions. Mr. B. Seeböhm Rowntree, managing director of the Rowntree Cocoa Works, York, England, has published a very helpful pamphlet entitled: "Industrial Unrest: A Way Out," which may also be ordered as above. The remarkable story of Mr. Arthur Nash's bold and successful experiment in his clothing establishment is interestingly told in "An Industrial Miracle and How it Happened," to be had at five cents a copy (\$2.50 a hundred) from the Murray Press, 176 Newbury St., Boston, Mass. The Russell Sage Foundation, 130 E. 22nd St., New York City, is publishing a series of studies of similar experiments in various industries in different parts of the country, which can be easily secured from that office. The Information Service, weekly, \$2.00 a year, Federal Council Dept. of Research and Education, 105 E. 22nd St., New York City, to which reference has already been made in previous articles, is indispensable in any study of this great and important field to a group of employers.

In an address delivered shortly before his death, Mr. John J. Eagan, president of the American Cast Iron Pipe Co., Atlanta, Georgia, declared:

"The true function of industry is *making men*. Corporations are organized to make money, and we are all working for corporations. Written in the charter of each one of these corporations are substantially these words: "The object of this corporation is pecuniary gain." The object, in other words, is to make money. Now how are we, in a system organized and designed for the express purpose of making money, to make men? How in such an environment, with stockholders who put their money in on the basis of the object expressed in the charter, and with directors and officials elected with that end in view, are we going to do the larger thing?

"I would say in the first place that there are no soulless corporations. Corporations are formed of human beings; stockholders, directors, officials and all down to the smallest persons connected with them are human beings, and a human being has a soul, and so long as a human being can be converted a corporation can be converted. That is the task that you and I face today, just in proportion as we have influence and power in a corporation, to see that it turns from its expressed object—making money—to that of making men."

A BETTER WAY

This article must not close without some reference to that re-

markable movement begun in Rochdale, England, April 25, 1844, when a few poor weavers began to save up a few shillings, afterwards investing them in a bag of flour, which they distributed among themselves at cost price. It was this humble enterprise which marked the beginning of the Rochdale cooperative system, which now counts its establishments in all parts of the world by thousands, and its investments and profits by millions of pounds sterling.

The movement began with 28 members and a capital of 28 pounds sterling; today, from one-third to one-half of the population in England, France, Holland, Belgium, Switzerland, Denmark, Norway and Sweden are affiliated with the movement. In Russia the twenty million or more cooperators, with their families, comprise about one-half the population. The Russian revolution and the future of Russia cannot be understood without a knowledge of the Russian Cooperative movement, which has been an important factor in displacing the capitalist system throughout Russia. In England the cooperative societies are doing an annual business of more than a billion dollars. They have erected some sixty factories in which nearly 50,000 workers are employed and have purchased wheat lands, coal mines, herds of cattle, coffee and tea plantations, etc., in many parts of their world, while their steamship lines, wholesale houses and banking institutions form a very important part of British world trade. Now they have combined with the British Labor Party, thus creating the strongest single political force in England today. For Germany, where the movement (*Konsumvereine*) was developed along lines of its own, it was not possible to secure accurate up-to-date information.

The cooperative movement is a voluntary effort of consumers to secure for themselves, through their own efforts, the good things of life on the basis of mutual service at cost instead of on the basis of competition and private profit. It is free from "politics" and depends neither on charity nor on the state. It aims ultimately to bring about a better state of society in which the people themselves rather than selfish interests of one kind or another shall control and administer their own affairs. In brief, the principles worked out by the Rochdale pioneers are: 1. One vote for each member, regardless of how much or how little money he or she may be able to invest in the enterprise; 2. Capital thus invested cannot receive more than the current or legal rate of interest, and 3. Surplus savings to be used for the common social good of the members or distributed as savings-returns in proportion to purchases or patronage.

These principles strike at the very heart of competition and

the capitalist system and for that reason are bitterly opposed by business interests and the press. The movement has been of slow growth in the United States, largely because of this opposition, and also because of the pronounced American individualism, the abundance of natural resources still available and the comparatively high American standard of living and education. In other words, the general condition of the middle and laboring classes in this country has not been bad enough to seem to make it worth while to undertake an enterprise of this kind and adapt it to American conditions. The movement is spreading, however, although it is greatly handicapped by the impression of many who are interested that it is simply a matter of saving money rather than a matter of educating all the people to the idea that the welfare and common interest of each person is inseparably bound up with the highest welfare and best interests of all the people. *The Cooperative League of America*, 167 W. 12th St., New York City, distributes literature dealing with the history, principles, philosophy, technique and aims of co-operation, and the subject is of such vital importance to the solution of many of our social problems as to deserve close study by all who desire to promote the welfare of the country in the spirit of Christian brotherhood and service.

From the above it should be quite clear that the Christian churches, if they would be true to the spirit and the ideals as well as to teaching of their Master, cannot ignore the wrong social conditions created by modern history, but must support any movement or effort which seeks to do away with the evils of modern industry and put in their place the spirit of Christian brotherhood and service in the fullest sense of the word.

THE MINISTER AND HIS BIBLE

BY REV. H. KAMPHAUSEN

(This paper was read first before the "Pastors' Institute" of the four eastern Districts, held at Dunkirk, N. Y., last summer; and then again at the Lake Shore Pastoral Conference at Genoa, O. At the urgent request of the latter body it is now published.)

I have been asked by the Program Committee of this Pastors' Institute to prepare for them two bible studies. The choice of the subject was left to me but it was stated that the object of the studies would be to create inspiration for the *serious study* of the bible *throughout the year*. This gave me my cue. If the committee had not raised up this finger post, I might have taken up some critical question such as Fosdick and others like to discuss in order to show the different approach of us moderns to the bible. Or I

might even have tried my hand at one of those suggestive sociological terms that the growing "Brotherhood of the Kingdom" has made us so familiar with. But since the purpose was to furnish stimulus to serious bible study *throughout the year*, it occurred to me that the task could best be accomplished by linking the bible and its study up with the whole life of the pastor. I felt that I should meet expectations best if I tried to show that the pastor's own religious needs as well as his ministerial and pastoral requirements could only be attended to satisfactorily by a steady and intimate contact with the word of God. I shall, therefore ascend from the personal phase to the more official, or, still more explicitly, view the pastor in his relation to the bible, first, as a Christian; then, as a student; then, as a theologian; and finally, as a preacher. Thus we shall discuss our subject under 4 headings:

1. The minister's devotional use of the bible.
2. His scientific study of the bible.
3. His theology and the bible, and
4. His preaching and the bible.

I

THE MINISTER'S DEVOTIONAL USE OF THE BIBLE

There are few ministers to whom the bible has not been a lifelong friend. Many of them are sons of pastors and the word of God was the daily food of their youth. It is true that some children of the parsonage have been surfeited by a too liberal fare of scripture and sermon, but the fact that 50% of our clergy are drawn from the manse shows that the early training in the bible, as a rule, bears good fruit.

It is an interesting problem for the mature Christian to trace his religious life back to its first beginning. When and how the individual soul responded first to the challenge of a Christian environment will always be considered an important chapter in our biography. Seldom, we think, will it be possible to record distinct manifestations of this kind before the years of early adolescence. The writer, at least, cannot recall any profound stirrings of the religious consciousness that lie back of that period. When he was about 12 years old he remembers that once, for three days in succession, he had been a better boy than ordinarily. The joy he felt over it was of a religious character for he connected every progress in the moral line with God at that time, and the impression was so pleasing and so deep that time has not been able to blot it out.

Still, the years of middle adolescence, from 14-16, are of yet greater importance. In our church confirmation takes place then,

and the months of earnest instruction preceding it are a time of great opportunities. "Behold, I stand at the door and knock," says the Lord in Rev. 3, 20. "If any man will hear my voice and open the door, I will come in and sup with him and he with me." It seems as though this word did not fit any other situation quite as well as that of a class of catechumens. To many a young soul the rap of the Saviour's finger is almost audible, and the desire to test out the truth of the great promise is irresistible. Of course we know very well that a modern confirmation class—especially in larger cities—is not by far what our own may have been. We know that in many cases all the pastor can do is to keep his boys and girls under control, and that he has often reason to feel that he is spending his strength in vain.

But under favorable circumstances, i. e., given a susceptible pupil and a teacher earnest, spiritual, a true winner of souls—the possibilities are almost unlimited. Speaking of my own confirmation experiences: It is many years since, but those six months of instruction by one of the most spiritual and lovable of men have meant much to me. There were hours of personal interview then that even today, after the lapse of so many years, have not lost their brightness. The relief of soul felt after the unburdening of conscience was such that it made my heart leap, and for a while existence seemed to have been transported to Tabor's heights. "O Lord, truly I am thy servant, I am thy servant and the sop of thy hand-maid: thou hast loosed my bonds." Thus I vowed and thus I rejoiced with the psalmist of old. And how such experiences and times take us into God's word. No need then to tell us to search the scriptures. "It is a lamp unto my feet, it is sweet to my taste! Yea, sweeter than honey to my mouth." Such words do not then seem poetical exaggerations any more, they are the exact expressions of emotions and thrills called forth by the wonders of God's grace.

The word of God and prayer have from the beginning been the two fountains feeding the stream of our religious life. The one has always called forth the other, the two must for ever remain in constant interaction. A young Christian beginning to read the bible reads it entirely for devotional purposes. He is not concerned with questions of textual or historical criticism. He doesn't even pay much attention to the context. He reads the bible *by verses*, not chapters. Tholuck has said that most people are converted by the bible passages in heavy type. And when a person is in the conversion period, he reads those passages almost entirely. My own bible, of that stage, was well marked and I used a blue pencil for it—and the passages underscored were those great words

of promise and consolation that are found in the prophets and the psalms. I had a preference for the Old Testament, as far as I can remember, and in the New Testament, for the gospel according to John. In both cases the reason was the same. I felt strongly drawn towards those high words of light and love that illuminate their pages with such heavenly radiance.

The great business that I was engaged in during those years of inner storm and stress was, of course, that of *personal salvation*. Sometimes vaguely and sometimes quite surely I felt that I was coming to the turning point of my life. I was brought up in a home where pietistic influences had been a factor in various ways. Then, just before confirmation, I was sent to a Christian institution, where I came under the personal care of the great shepherd of souls whom I mentioned before. He was the pastor of the college (gymnasium), later promoted to a high position as general superintendent of a province (he wrote the famous pamphlet entitled "Die Bekehrung der Pastoren und deren Bedeutung für ihre Amtstätigkeit"). Here there was the same pietistic spirit, although the atmosphere was decidedly that of the Lutheran church while I came from the Reformed. There was never any attempt to prescribe certain methods for the spiritual development of the boys. Never was undue pressure exerted upon the youthful minds to bring them to a more or less forced decision. Yet the Christian character of the institution was so pronounced, the ideal so high, and the pastor's personality so sweetly compelling that it was hard for sinners not to repent or for the penitent not to seek earnestly the way of salvation. With painful and persistent longing I waited for the word of forgiveness, the assurance of salvation and the peace that passes understanding. I cannot say that my burning desire was wholly crowned with success. I was never able to tell day and hour, nor establish between the unconverted past and the converted present the unbridgeable gulf that Paul records in his letter to the Ephesians ("once dead, now alive; once darkness, now the light shines"). But I found God and fellowship with him, and I gathered experiences that were not only invaluable to me for my later pastoral life, but also laid me under a spiritual obligation that I could not easily forget nor easily live up to.

In our own church the views about conversion are somewhat different from those of most of the American churches. The American churches may differ on points of doctrine, baptism and polity. But in their methods of reaching the outsiders they have pretty nearly all adopted the ways of Methodism; that is to say, they believe in, and practise, *revivalism*. They have times and seasons when they "stage" their "campaigns". They lay siege to the souls

of the sinners for a few daws or seek to take them by storm in one meeting, and before the revival season is over they expect to convert a goodly number and have them at the feet of the altar professing faith in the Saviour and praising the miracles of amazing grace.

No doubt in these latter years faith in revival meetings and methods has become somewhat shaky. More and more the voices of those are multiplying who stress Christian education more than the quick but unstable results of the revival meeting. They remind us of the fact that the usual type of the revival convert, the so-called *crisis form*, is not the normal development of a young person growing up in a Christian environment at all. Paul, Augustine, perhaps Luther, and Wesley may have passed through crises, but there are millions who are also Christians and have never had such spectacular experiences. The *gradual* growth of the Christian life ought to be considered the normal, not the sharp contrasts between darkness and light, between "saved" and "unsaved" that used to be believed in in the past. Now these are the views of the leaders, but the multitudes are still following the old paths, and it will be quite a while until the church at large will have moved into a saner position.

Our Evangelical Church has never had the revival, although here lately evangelistic services are recommended by some for the winning of the outsiders. We have had little or no experience along that line, so for the present this new development may be left out of consideration. We as a church have indeed a Pietistic ancestry. If we turn to the lives of our fathers, as described in their own diaries or in the author's "*Geschichte des Religiösen Lebens*," we notice there the emphasis on their conversion, their experiences being of the crisis type for the most part.

Doubtless the *need of conversion* is often preached from our pulpits. It is impossible to be true to the word of God without stressing the necessity of the new birth. But the members are not sufficiently led into the spiritual inheritance of the believer. There is so much uncertainty among the rank and file about their Christian status. While in the American churches the members consider it a matter of course that they are Christians, i. e., real followers of Christ or, at least, belonging to the "saved", our own people often have here their greatest doubts. They have *no religious certitude*.

Years ago I attended a noonday meeting at Chicago, where Baron Uexkuell of Russia told the story of his conversion. He had been a courtier and an officer in the imperial guard; he was rich, a man of culture, mingling in the highest circles of Russian society; a splendid career lay before him. And yet he was dissatis-

lied. He had no religious convictions, he longed for truth, but did not know how and where to find it. He determined to go out and look for it. He had a large library and bought many books besides, of a philosophical character. He saw that one great teacher after another had risen and gone down again into oblivion. So his soul was tossed about on turbulent waters of doubt and haunted day after day by an unsatisfied longing. Finally he was led to take up the New Testament and met there, as he had never before, with Jesus of Nazareth. He received a deep impression of his divine personality: His words so simple and yet so profound; his presence so humble and yet so majestic; moving among the most difficult problems with certain step; so close to God and yet so full of love to man. One night, the Baron said, he read and thought and prayed until the day broke; but when the morning dawned, it was for him the light of a new day: Jesus had laid his hand on him and he had become his disciple, and he "saw his glory and believed on him."

It was a touching, thrilling story. Afterwards the so-called "workers" went through the audience to "gather in the sheaves." One of them approached a young man who had come in with me—he was a student at Eden—and asked him: Are you a Christian? The young man was terribly embarrassed and annoyed. He said something about his being confirmed and about our Church having different ways in these things. I felt sorry for him. At the same time I thought there must be something lacking in our religious education if even students can't give a better answer to such a question.

However much we may object to the easy ways of some who claim salvation simply because they have lined up at the altar during a revival service, we must not fall into the other error of leaving our people in a state of uncertainty as to their Christian state. The apostles left their converts in no doubt about this matter. Paul says: "God, who is rich in mercy, even when we were dead in sins, hath quickened us together with Christ, and has raised us up together." John says: "We know that we have passed from death unto life." Peter exclaims: "Blessed be God . . . which has begotten us again unto a living hope." If, therefore, the pastor believes, that Christianity has not changed since bible times, he will claim for himself the same gift of mercy that was bestowed on the Christians of the bible. And naturally he will consider it one of his vital tasks to lead his people into the same happy experience.

Still one only has to consult his own past to find that this Christian certitude is *not a permanent state of consciousness*. It

undergoes many an eclipse. Lack of watchfulness may make him stumble; a growing conformity to the ways of the world will breed indifference; the failure to use the means of grace will soon bring about spiritual undernourishment. He may even live ignobly for days and weeks together. Then he must gird his soul again and in earnest effort climb the steep ascent once more to get the vision back. The best way, the shortest and surest will then be to sit down before some word of scripture that has in the past done him good service, or before a new one that seems to have a charm, a message it never had before, and wait until the clouds pass and the sun shines again, or until all our own efforts cease and we receive once more a new realization of the gospel of free grace.

There are such who will base Christian certitude chiefly on spiritual experience, that is, on the experience of the new birth. Those who know the works of the distinguished Erlangen theologian, Frank, recall that the experience of the new birth is the fundamental idea on which the gigantic structure of his systematic theology is erected. It is the characteristic feature of the whole so-called "Erlangen School" of theology, founded by Thomasius and Hofmann, and so ably carried on by Frank. It is a view also largely adopted by American theologians and popular writers on the subject. These latter give their views a "pragmatic" turn: Christianity as a religion is true because "it works"; a man may call himself a Christian because he finds in himself the general fruits of the new life. He is a Christian because the ideals of Christ have become his own.

A minister who knows his Paul and, besides, knows his Luther—a very little even of Luther—will not easily be led astray by these "pragmatic" theologians. He is perfectly aware of the bible's emphasis on good works, on sanctification, on "doing" and fruit-bearing, but he knows just as well that our own Christian life is not a stable ground for the assurance of salvation. In times of low spirituality when the light, once so bright, shines but dimly, if at all: who could find grounds for certitude in his own consciousness? Ihmels, the former Leipsic theologian, is right when in his book on "Christian certitude" he contends that the word of God alone can be the pillar of fire in such darkness, this word apprehended by faith; and that in this matter also Paul's rule obtains, that we live *by faith*, not by sight—or feeling—that our hope rests on Christ and his word, not on the Christian and his progress in sanctification.

It is a surprising observation that a pastor, after the bible has been his best friend during his early development and served him as a guide into the land of faith, often falls into habits of

neglect. We have known men who learned careful methods of bible study while they were students and kept them up for years afterwards, but their devotional life received no benefit from it. And we have known many more who, although in the ministry, opened their bible only for pulpit purposes; they looked in it for texts and sermons, not for food for their souls. The same might of course be said of the practice of prayer. We believe if we had father confessors in the Protestant church, the number of those pastors who would confess themselves guilty of routine prayers only, would be very large. Yet there would not be one ready to deny that the bible is to the spiritual life what the bread is to the physical; not one willing to dispute that prayer is the very breath of the soul.

We will not take the time, nor have we the space to enlarge further on the place of the bible in the ministers' devotional hour. Luther said: the Word has founded the church, it will also sustain it. This applies to the individual Christian. The word of God has given him the new life, it will also nourish it. With a hundred times more force is this true of the minister. If he persists in neglecting the word of God, God be merciful to his soul! If general Joshua was commanded to meditate on the book of the law day and night in order to have success, how can the minister expect to conquer even one square foot of the Holy Land if the gospel is not in his hand and his mind!

(To be continued.)

THE PRESENT ATTITUDE OF INDIANS TOWARDS CHISTIANITY

BY MISSIONARY J. C. KOENIG

A leading Indian recently made this remarkable statement: "Fifty years ago our argument against Christianity was: It isn't true. Twenty-five years ago we said: It isn't new. Today our reply to Christianity is: It isn't you." An analysis of the present situation will bear out this statement. Fifty years ago Christianity was to the educated Hindu a new and alien religion, not nearly as old as the ancient religions of India and therefore to be opposed by all means. During the next twenty-five years the attitude changed. The truth of Christianity could no longer be denied, but was it any better than other religions? The Hindu would not admit that and in self-defense made heroic efforts to find the religious truths taught by Christ in his old Vedas and Shastras. The few kernels of truth were magnified and the offensive matters ex-

plained away, and thus the Indians convinced themselves that Christ taught nothing not already contained in their holy books.

Now this attitude has practically been given up. Today the educated Indian does not, in fact cannot deny the absolute uniqueness of Christ. He acknowledges him the greatest religious teacher the world has ever known and accepts his teachings as the highest authority in religion and morality. But that does not induce the Indian to join the Christian church. He accepts Christ but not the church. True Christianity—it isn't you, is his challenge. Indeed you Christians with your wars, your social evils and materialistic views, are further removed from the spirit of Christ than we are.

Many instances of this attitude might be cited. Swami Sundar-singh tells of Gandhi, that in reply to his queries this greatest Indian of the present day replied: I want to be Christlike, but not a Christian. It is well known throughout India, that Ghandi reads the Bible every day, also that Mahammet Ali, the leader of the Indian Musselmans, while in prison, sent for a Bible to make a thorough study of the book. The example of these political idols is not without influence and the Bible is read more and is better known in India today than ever before. When Gandhi suffered imprisonment his case was compared not to Ram or Krishna but to Jesus Christ. Someone has counted the number of references to the Bible made in the last Indian Congress. There were several hundred, over eighty in a single address. You cannot read a single editorial of the Forward, the leading Swaragist Daily in Calcutta, without finding some reference to the Bible or to Christ. It is astounding to find to what extent the Bible is known in the leading circles of India. It is the result of the many years of patient efforts of the missionaries and especially of the mission schools.

Although this knowledge of Bible truths has not led India into the folds of the church it has done untold good to the country and its people. Never before was there so much striving for moral and social reform. At Vaicom in South India the untouchables are making a great struggle to gain the right to the use of all roads. Many of the best high-caste Hindus are helping them. At a recent large political meeting in Bengal all the attendants ate sweets and drank water from each others hands, thus breaking the caste rules of the various castes attending. At Tarakeshwar a great struggle is going on, to wrest the privileges of looting the pilgrims from the Brahmin priests. Practically the whole country supports this movement, which is a great blow against priest rule. The Forward prints daily a list of young men, who have married brides without a dowry and announced with favorable comments

a number of inter-caste marriage. Women are everywhere coming to the fore and a bill has been introduced into the Legislative Council to legalize inter-caste marriages.

All these attempts at social reformation are due in the last instance to Christian influence. In the final analysis the same may be said of the whole political movement. The desire for freedom and independence has its roots in the teachings of Christ as to the value of the individual. More evident still is this influence in the political methods adopted. Ghandi's principle of non-violent opposition and of the superiority of moral over material force is absolutely Christian. There is no other source in the world from which this could spring, except Christ's rule of non-resistance to evil. There is also no other country but religiously inclined India in which this teaching could find so wide an acceptance.

If then the Bible is so well known and Christ's influence so great, why are there not more converts to Christianity? It is because the Indians have not only studied Christ but also the so-called Christianity of the West. They have found Christ adorable but Western Christianity abhorrent. The World War has forever undermined the prestige of Western Christianity in the East. The East cannot reconcile the professed obedience to the command: Love thine enemy with the hatred and blood-lust produced by the war. The new Indian Legislatures are searching for model laws to ameliorate the conditions of labor, but in none of the western countries can they find what they want. As to charity, the Parsee community of India, of which not a single member is allowed to suffer any want, is a better example than any system in the West. The exclusion of the colored races from America for no other reason but that of race, has destroyed the esteem once held for America, as a country of high idealism and justice. Under the heading: Caste rule in America, the Forward lately brought a description of the social disabilities and indignities suffered by the Christian negroes at the hands of the Christian white, that must bring the blush of shame to every loyal American. Above all it is the stark materialism of the West, the rush after gold and the pursuit of pleasure, that the religious minded Hindu condemns and that keeps him from identifying himself with the Christian church. This judgment passed upon the Church of the West may be severe, but is not entirely undeserved. Has not the church to a great extent identified itself with the evils pointed out? May the criticism cause a reexamination of the position of the church and lead her to a fuller realization of the Spirit of Christ.

In spite of the attitude described, the situation is not at all hopeless, in fact missionary opportunity in India is greater than

ever before. The large majority of low-caste peoples is of course untouched by the political and intellectual movements and work among them goes on as before. The educated classes and those influenced by them—and the number is a large one—have learned to respect Christ although they may criticize Christians and Western Christianity. These classes are more approachable than ever before. Indeed there is a spirit of enquiry abroad, which paves the way for the missionary message. There may not be many converts in the near future, but the widespread study of the Bible is bound to bring results. The Christian church that will arise in India, may be quite different from that developed in the West, but pray God it may be a purer church and one nearer to the heart of Jesus. In the meantime it is our duty to uphold the banner of Christ, preach the message in season and out and above all—live in the spirit of Christ. The sooner all Christians in India, Europe and America do this, the sooner will India become Christian.

A NEW NAME FOR THE SYNOD

REV. H. L. STREICH

On many trips, brethren and laymen repeatedly ask me the question, "What will the next General Conference do with the name of the Synod?", or "Has anyone found a suitable name for the Synod?" and like questions pertaining to our Synod's name.

This manifests the interest there is in this subject. Thoughtful members of our Church are looking to the next General Conference for some suitable change in name.

There is general agreement that the word "German" should be dropped.

Enough has been written and said in favor of omitting the word "German." Therefore we need not enter on a lengthy discussion here. The arguments for and against are familiar. Two items only might be added; the increase of English within the last four years, and the fact that the word "German" is rarely found in connection with our name anymore. Our literature, publications, church bulletins, parish papers, incorporation papers, church deeds, etc., simply bear the name "Evangelical Synod of North America." Even our revised German song book is entitled "Gesangbuch der Evangelischen Kirche." All over, it seems, "German" is omitted for good practical reasons. It has outlived its purpose, its meaning, its usefulness. And like all outlived things, it is naturally dropped. These are facts. And as Dr. Kamphausen says in his excellent "Geschichte des religiösen Lebens in der

Deutschen Evangelischen Synode," page 322, "Aber es ist jetzt selbst dem besten Freunde der deutschen Sache klar, dass Kapp und Polenz und viele andere recht hatten, wenn sie behaupteten, dass die deutsche Sprache hier keine Zukunft habe." Page 323, "Unsere Jugend können wir nicht mehr für das Deutsche gewinnen, und—der Jugend gehört die Zukunft!" "Selbst die für das Deutsche stets die treuesten Vorkämpfer gewesen und auch jetzt dafür eintreten, geben es zu. Ein Distrikt nach dem andern führt das Englische als Distriktssprache ein: eine Gemeinde nach der andern vermehrt die Zahl ihrer englischen Gottesdienste." Page 324, "Alle diese Beobachtungen machen es zur Evidenz klar, dass die Sprachenfrage im englischen Sinne entschieden ist."

Since this is true, why continue to use a name that no longer serves its purpose and can only be a hindrance?

No other denomination in America (or Germany for that matter) uses the prefix "German," not even the Missourier. The "Dutch" Reformed have long ago dropped the word "Dutch."

Assuming then that "German" should and will be officially omitted from our name, what then? Shall it be as now used, "Evangelical Synod of North America," or something different?

There are none who object to the term "Evangelical." All agree "Evangelical,—more we cannot be, less we will not be." Evangelical expresses the very core of the creed and character of our church. "Evangelical" must, therefore, remain.

THE TERM SYNOD

But what of the term "Synod"? In practice, like the term "German," it too is falling into disuse more and more, and the word "Church" is substituted. "We are not a *Synod*, but a *Church*," seems to be the general sense, and thus the growing usage.

It is interesting to note how "Church" and not "Synod" is used in official publications. Look at your Church song books: "Gesangbuch der Evangelischen *Kirche*," "Hymnal of the Evangelical *Church*." Take your Book of Worship, German or English.

In the "Agende" you read page 7, "Segne unsere Evangelische *Kirche*;" page 12 "Segne dazu auch unsere evangelische *Kirche*"; two of our most common prayers read nearly every Sunday where German is used. Again, page 84, "Unsere Evangelische *Kirche*"; page 138, "unsere Evangelische *Kirche*," page 176, "Unsere Evangelische *Kirche*"; page 245 "in unserer evangelischen *Kirche*." And so any number of passages in both the German "Agende," as well as the English "Book of Worship," could be cited where "Church" and not "Synod" is used.

Here also time and usage is naturally substituting "Church" for "Synod." For many years the writer has tried hard to have folks use "synod," but they will simply say "Evangelical Church" when referring to our Synod.

Or when they did use Synod it was too often pronounced "sin-not," or "Sinod." Too often it sounds like "snot."

Indeed the voices and votes were many during the last discussion on the name that favored using "Church" in place of "Synod."

The word "Synod" is also like "German" impractical. No one seems to know what is meant. It needs lengthy explanation. Rev. F. Schaer, for many years president of the Wisconsin District, in an article on Home Missions in the *Friedensbote* (page 818) of December 21, 1924, says: "Hiesse es statt "Synode"—"Kirche," wäre der Erfolg wahrscheinlich grösser."

Why hinder our work? Why use an unknown and unfitting term any longer? Why not make official what is being generally used? "Church," not "Synod."

This would give us "The Evangelical Church of North America."

But, alas, there is already an "Evangelical Church" in America. We could have selected this name at the last conference, but not now. A year later in October, 1922, in Detroit, the once divided "Evangelical Association" and "United Evangelical Church" merged and chose the name "Evangelical Church." They beat us to it.

What then? Well, let's see.

A DISTINGUISHING TERM

During the last discussion many objected to dropping the word "German" not for reasons of Germanism, but for discrimination. "Evangelical" alone, they argued, failed to distinguish our Church from any other Protestant church. For all Protestant Churches are evangelical. There is truth in this argument, though it did not keep the above merged churches from simply using the term "Evangelical Church." And we do not believe anyone will confuse them with other Protestant Churches.

However, others argued that "German" should be retained to set forth that kind of "Evangelical" Church we are, similar to the one in the fatherland, which is a *union* or *united* Evangelical Church.

For this reason some suggested the name "The Church of the Evangelical Union," which truly expresses our character and kind most happily, but alas it is too cumbersome, lacks euphony. Not a good phrase.

But could we not express this *union, united* idea, which so well describes our character, and relates us to the "Kirche der Union" of the fatherland by calling ourselves "*The United Evangelical Church in America*."—"The Union Evangelical Church" is not good usage.

"United Evangelical,"—is this not what we are? Have we not so successfully *united* the two outstanding divisions of the Reformed Church, "Evangelical Reformed" and "Evangelical Lutheran?" Our Articles of Faith clearly set forth this "uniting" character of our Church; strengthened and preserved now these eighty long years.

Again, have we not always been dubbed the "unierte" Church by certain groups? Like "Methodism," "Quaker," once used slurringly and now honorable names, so "uniert," "United," may well become our honorable name.

Not only does "United" express the united character of our faith as expressed in our Articles of Faith, but also the organic union that our Church represents. Did not our original "Evangelischer Kirchen-Verein des Westens" unite with "The German Evangelical Church Society" in 1858, and again with "The *United* Evangelical Synod of the East" in 1860, and with "The *United* Evangelical Synod of the North-West," and a second "*United* Evangelical Synod of the East" in 1872? Thus we are in reality a "*United* Evangelical Church." A union of five distinct bodies. Why should this glorious achievement not be expressed in our name? We long ago succeeded in doing, what others only recently are advocating, a uniting of denominations.

It will also be noted that three of our merged groups had the term "United" in their original name. With it they no doubt wished to express the *Church union idea*, our own great principle, and their relation to the "Unions Kirche" in Germany. Should we not again give expression, as they did, to this *union idea*, in our name and call ourselves "The United Evangelical Church in America?"

"In America" would indicate that there is such a Church elsewhere. We know, and others would and should learn it through our new name, that in Germany and South America there are such Churches. Others would thus be invited to become such.

There is no Church by this name in America today. The fact that there was a "United Evangelical Church" is no reason why we cannot or should adopt this name now. Was it not the name of those three bodies that merged with our original group long before it was used by some of the Albrecht people? Who has a better right to it than we?

“The United Evangelical Church in America.”

It clearly and fully expresses our creed and character, as well as our relation to the “Mother” Church.

Note: The following resolutions come to our attention after above was written. We gladly add them to strengthen our arguments.

Die Indianapolis Pastoralkonferenz, versammelt am 13. und 14. Oktober 1924 in der Evangelischen Friedens-Kirche, Indianapolis, Ind. empfiehlt der naechstjaehrigen Konferenz des Indiana-Distrikts, die Annahme des folgenden Namens fuer unseren Kirchenkoerper bei der naechsten Generalkonferenz zu befuerworten:

Vereinigte Evangelische Kirche (United Evangelical Church)

Wir begruenden diesen Wunsch wie folgt:

1. Die Bezeichnung “Synode” wird von dem amerikanischen Publikum haeufig nicht verstanden und ist auch bei unseren eigenen Leuten nicht immer beliebt gewesen.

2. Der vorgeschlagene Name weist hin auf die Beziehungen, welche unsere Kirche zu der Evangelischen Union von 1817 hat.

3. Dieser Name erinnert auch an die hundertjaehrige Entwicklung unserer Kirche in unserem Lande durch den mehrmaligen Zusammenschluss von Evangelischen Kirchenvereinen.

4. Diese Bezeichnung gibt auch dem Grundbestreben unserer Kirche Ausdruck, die Einigkeit im Geist mit anderen evangelischen Kirchen zu foerdern.

5. Wir glauben, dass dieser Name bei unseren Leuten herzlichen Anklang und auch von anderen christlichen Kirchen freundliche Aufnahme finden wird (cf. die Bezeichnung: “Vereinigte Lutherische Kirche,” welche freundliche Aufnahme fand).

Namens der Indianapolis Pastoral-Konferenz,

C. Held.



Editorielle Aeußerungen.

Das Ende der Welt.

Am 6. Februar dieses Jahres sollte der Weltuntergang bevorstehen und der Herr erscheinen in des Himmels Wolken. So weisagte die Prophetin Frau Rowen von Los Angeles, California. So wurde es auch in unsrer Stadt von ihrer Vertreterin verkündigt. Die kleine Kirche der reformierten Adventisten des 7. Tages war der Feuerherd der gläubigen Erwartungen. Je näher die Zeit heranrückte, um so höher stieg die Erregung. Die Polizei hatte Mühe, die Tausende in Ordnung zu halten, die sich in den Straßen ansammelten. Viele veräußerten ihre Habe, um völlig ledig dem kommenden Herrn zur Verfügung zu stehen. Einer der Enthusiasten stieg in der letzten Nacht auf das Dach seines Hauses, um das Aufleuchten der himmlischen Lichterscheinung den andern sofort nach ihrem Sichtbarwerden mitteilen zu können.

Der Herr kam nicht. Die Adventisten des 7. Tages waren um eine eschatologische Enttäuschung reicher. Aber noch immer kann man von Zeit zu Zeit auf einer der Hauptgeschäftstraßen der Stadt einen Mann sehen, ein Schild tragend, auf dem es heißt:

“Behold, the day of the Lord draweth nigh!

Get ready for it or if you don't,

Get ready to reap what you have sowed.”

Und unbekümmert um das Lächeln oder das Achselzucken der Tausende, die auf- und abwogen, trägt er sein Schild und sein Zeugnis vor der Welt.

Der Ernst ist löblich genug, aber Ernst und gute Meinung allein sind nicht ausreichend. Wir können der Einsicht, wie sie aus den Lehren der Geschichte kommt, nicht entbehren. Eschatologische Hoffnungen entzündeten sich stets an ungeheuren Zeitnöten. Zur Zeit schrecklicher Christenverfolgungen ist es kein Wunder, wenn dem Apokalypstiker die Seelen derer, die geschlachtet waren um des Wortes Gottes willen, unter dem Altar um Rache zu schreien scheinen: Wie lange noch, o Herr . . . Und wenn eine Rettung von der erdrückenden Weltmacht mit natürlichen Mitteln nicht möglich scheint, dann muß eben der Herr wunderbar eingreifen. So lange die Verfolgungszeiten währten, flammte auch diese Hoffnung wieder und wieder auf. Als aber die Kirche Frieden hatte und sich in dieser Welt häuslich einrichtete, hatte sie kein Interesse mehr an eschatologischen Stimmen, und diese Stimmen verstummten. In der Reformationszeit, sodann in den großen Reformationskriegen, wieder in der napoleonischen Zeit und im Weltkrieg brachten ähnliche Nöte ähnliches Aufleben der Endhoffnungen.

Wer dies nun alles erwägt, wer die sozialen und psychologischen Zusammenhänge solcher Glaubensäußerungen sieht, der kann nicht anders als skeptisch gestimmt sein, wenn neue Propheten des nahenden Weltendes auftreten. Er weiß, daß die Apostel das Ende zu ihren Lebzeiten erwarteten, daß Jesus selbst das Ende der Welt und die Zerstörung des jüdischen Staates in seinen Endreden nahe zusammenrückte. Er weiß, daß die Frömmsten und Ernstesten stets diejenigen gewesen sind, welche am meisten zugänglich waren für Zukunftshoffnungen. Er weiß aber auch, daß sie sich bis jetzt in denselben stets getäuscht gesehen haben. Soll er nun vor alle dem die Augen schließen und zähe festhalten an der Gemütsverfassung, die sich in dem: Komme bald, Herr Jesu! ausdrückt?

Es sind gewöhnlich diejenigen, welche den Glauben an die wörtliche Eingebung der Schrift (Verbalinspiration) für den allein richtigen halten, die für Endberechnungen und Hoffnungen wie prädisponiert sind. Ihnen ist alle Schrift in gleicher Weise Gottes Wort. Die ganze Offenbarung liegt ihnen auf gleicher Ebene. Das Apokalyphtische in Daniel und Johannes hat ihnen ebenso sehr die Sanktion des Gottesgeistes wie die Bergpredigt oder das Johannes-Evangelium. Sie wollen nicht verstehen, daß die Schrift eine menschliche Seite hat, daß die Schriftsteller Kinder ihrer Zeit waren und sich der Darstellungs- und Anschauungsmittel ihrer Zeit bedienten. Insonderheit sträuben sie sich, zuzugeben, daß uns heute für das Apokalyphtische Verständnis und Schlüssel fehlt, und wir z. B. aus diesen Elementen in der Offenbarung Johannis beim besten Willen nichts Brauchbares gewinnen können. Wir schätzen die erbaulichen Teile der Offenbarung Johannis hoch, sowie ihren Ausblick auf die Vollendung, wieviel Bildwerk immer darin sei. Es ist ein Buch des sieghaften Glaubens, voll tröstlicher Kraftworte für schwere Zeiten. Aber ihre Rosetten, Siegel und Schalen auszudeuten, darin ein „prophetisches Compendium“ der Reichs- und Weltgeschichte zu sehen, haben wir längst aufgegeben. Und es ist eine Sisyphusarbeit und verlorne Liebesmüh, sich an dieser Aufgabe immer von neuem zu versuchen.

Was speziell den Chiliasmus anbelangt, so wissen wir recht wohl, daß die tausend Jahre sechsmal in der Offenbarung Joh. Kap. 20 erwähnt werden. Wir wissen aber auch, daß Jesus kein Chiliasist war, noch Paulus, noch irgendein anderer Jünger (außer Johannes), und daß es nicht angeht, auf apokalyphtische Bilder eine Glaubenslehre zu bauen. In den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche blühte der Chiliasmus, um in der Papstkirche zu verschwinden. In der Reformationszeit fand er seine Heimat bei den Sekten. Der Pietismus war ihm günstig gesinnt, und seit Bengel hat eine lange Reihe ernster Theologen sich zu ihm bekannt. Die Erkenntnisse der beiden Reformationskirchen aber verwerfen

i h n, die Augustana in Art. 17, die helvetische Konfession in Kap. 11. Wir stehen in diesem Punkte entschieden auf Seiten der Bekenntnisse.

Vor Jahr und Tag hat uns ein Leser ernstlich ins Gebet nehmen zu müssen geglaubt wegen unsrer ausgesprochenen Ablehnung eschatologischer Berechnungen, als gehörten wir damit zu den Knechten, die so sagen: Unser Herr kommt noch lange nicht usw. Der Ernst der Zeit (und des Lebens) kann jedoch auch gepflegt werden ohne abbenkististische Einseitigkeiten. Für jeden einzelnen ist der Tod, der heute so gut wie morgen kommen kann, Mahnung genug.

Zudem ist der Glaube an das nahe Ende immer verbunden mit dem Glauben, daß die Welt schnell zum Gericht reift, daß es mit ihr immer schlimmer, nicht besser wird. Das ist ein Glaube, der aller sozialen Arbeit die Schlagader unterbindet. Der Herr, der uns lehrt zu bitten: Dein Reich komme, dein Wille geschehe auf Erden! kann uns nicht auf eine pessimistische Weltanschauung verpflichten wollen. Dann wäre es ja mit allem solchen Beten nichts. Wir wissen nicht, wie weit der Geist Christi mit der Durchbringung alles Menschlichen Erfolg haben wird. Aber von ihm selbst ist uns dies Programm gegeben. Darum beten wir vorläufig: Dein Reich komme! und fahren fort mit solchem Beten, bis endlich er selbst kommt.

„So sucht man nun nicht mehr an einem Haushalter, denn daß er tren erfunden werde.“

Am 4. Januar dieses Jahres feierte die Euclid Ave. Christian Church dieser Stadt (manverzeihe, daß wir zweimal unsre Inspiration aus örtlicher Quelle schöpfen. Ed.) das 25jährige Jubiläum der Tüchtigkeit ihres Pastors an der Gemeinde. Der Jubilar, Dr. J. H. Goldner, rühmte bei dieser Gelegenheit die Großherzigkeit seiner Gemeinde, die ihm viel Gelegenheit zum Studium, und zum Reisen gegeben habe. Sie habe ihm häufig Vakanz von 5—6 Monaten bewilligt.

Das ist gewiß sehr ungewöhnlich, und es wird voraussichtlich noch lange dauern, bis unsre Gemeinden ihre Pastoren ähnlich behandeln. Aber es ist auch ungewöhnlich, was Goldner dann weiter sagt. Wir wollen es in seinen Worten berichten. Er beschreibt das Arbeitsideal, daß er sich vor Augen gesetzt, also:

“When I came I made up my mind that no man in my church should put in more hours a week at his work than I at mine. Neither would I allow any man to be at his office earlier than I at my study. I resolved to make my church job the first thing in my life and hold all outside activities incidental. I felt that I could serve my city and the world at large best through my church. I would be worth more outside of the church if I did my work inside it well.”

Das sind goldne Worte, besonders wenn der Plan ausgeführt

wurde, was in diesem Fall nun tatsächlich geschehen zu sein scheint. Dr. Goldner sagt nicht, wieviel seiner Zeit er auf pastorale Besuche oder auf Vereinsarbeit verwendete. Es scheint, daß bei ihm der Nachdruck auf der Arbeit im Studierzimmer gelegen hat. Manche englischen Kirchen stellen keine besondern Anforderungen an die Zeit ihres Pastors für bloße Besuche. Auch die Vereinsarbeit liegt bei ihnen wesentlich in Laienhänden. Bei uns ist das ohne Frage anders. Unsere Geistlichen auf dem Lande behaupten, daß ihre Besuche bei Mitgliebern viel Zeit in Anspruch nehmen. Und in der Stadt erfordert das Aufsuchen von Säumigen, von neuen Gliedern, sowie Krankenbesuche gar manche Stunde. Immerhin sollten die Nachmittage dafür genügen.

Der Morgen steht dem Pastor, wenn er nur will, zur Verfügung. Und er braucht ihn dringend. Woher soll seiner Seele Kraft und Richtung kommen, wenn er sie nicht sammelt im Kämmerlein, oder wenn er nicht sinnend, erwägend und nach oben schauend in seinem Zimmer sitzt. Chas. Spurgeon erzählt von dem großen schottischen Erweckungsprediger Allene, daß er jeden Morgen um 5, ja oft schon um 4 Uhr bei der Andacht oder im Gebet zu seinem Herrn sich befunden habe. Und wenn er beim Aufstehen etwa schon das Hämmern des Nachbarn in der Schmiede hörte, so demüthigte das ihn sehr: „Sollte denn ihr Herr (der weltlichen Arbeit) mehr Eifer verdienen als der Herr des Heiligtums?“ Kein Wunder, daß solche Männer unauslöschliche Spuren ihrer Wirksamkeit hinterließen, während unsre im Sand verwehen.

Und wie kann es mit unsrer Predigtleistung besser werden, wenn wir unser Material nicht frühzeitig auf dem Amboß haben und fleißig behämmern? Besser werden, sagen wir, denn wir halten dafür, daß die Werthöhe der gewöhnlichen Predigt in unsrer Kirche eine überaus niedrig ist. Es scheint uns, daß die meisten gar nicht an die Wichtigkeit ihrer Kanzeltätigkeit glauben, sonst würden sie ihren Glauben durch Werke erweisen. Es ist doch eine allgemein zugegebene Tatsache, daß Inspiration, d. i. das Aufleuchten neuer Gedanken und Gesichtspunkte, nur dem Geist kommt, der dauernd, der gewohnheitsmäßig in der Welt geistiger Werte weilt.

Man wolle diese Aeußerungen nicht so auffassen, als wenn der Schreiber sich richtend über seine Brüder erheben wollte. Im Gegenteil, wir schreiben nur zu sehr aus eigener Erfahrung. Wir sind schon über 35 Jahre im Predigtamt und erst jetzt sehen wir klar, wieviel wir versäumt haben. Versäumt, nicht im Besuch u. dgl. — obwohl auch da — sondern in der Kanzelarbeit. Zum guten, wirkungskräftigen Prediger gehören sittliche und religiöse Eigenschaften. Das ist seinerzeit von dem bekannten Hofprediger Theremin in seinem Buch: „Die Beredsamkeit eine Tugend“ ausgedrückt worden. In diesem Buch versucht er das zu beweisen, was man englisch etwa ausdrücken

würde: *The Man makes the Sermon.* Darin liegt eine tiefe Wahrheit. Nur wo Glaube und Liebe und alle Früchte des Geistes sich finden, kann wirklich lebenszeugende Predigt erwachsen.

Aber dazu muß auch noch etwas andres kommen, nämlich die tiefgrabende Arbeit an jeder Predigt. Lyman Beecher, der Vater von Henry Ward Beecher, war ein christlicher Charakter und ein hervorragender Prediger. Aber zuweilen nahm er es auch nicht so genau mit der Vorbereitung, wie er hätte tun sollen. Eines Sonntagmorgens, als sein Sohn auch in der Kirche war, hielt er eine Predigt, die zwar laut vorgetragen, aber sehr schwach war. Dann gingen die beiden selbender nach Hause, der Vater sehr beschämt und niedergeschlagen. Nach einer Weile sagte der Sohn: „Father, why did you holler so?“ „I had nothing to say,“ antwortete der Vater. „I always holler, when I have nothing to say.“ Hier war der Mann, der christliche Charakter, aber er war, um mit Claus Harms zu reden, faul gewesen.

„Immer der erste zu sein und vor andern hervorzuragen,“ das sei sein Lebensideal gewesen, sagt Achilles bei Homer. Solch edles Streben ziemt uns, wenn wir an die Kanzel denken, es würde großen Gewinn bringen. Zugleich würde es nur der Treue entsprechen, die wir dem Herrn schulden, der uns in ein so hohes Amt gesetzt hat.

H. Ramphausen, D. theol.: Geschichte des religiösen Lebens in der deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

St. Louis und Chicago, Eden Publ. House 1924.*

Eine der beachtenswertesten evangelischen Kirchengemeinschaften der Vereinigten Staaten ist die „Deutsche Evangelische Synode von Nordamerika.“ Im Unterschied von den lutherischen und reformierten Kirchen vertritt sie den Unionsstandpunkt. Der „Deutsche Evangelische Kirchenverein des Westens, gegründet 1840, der den Anfang dieser Kirche bildet, ist eine Schöpfung des neueren Pietismus. Er bekannte sich streng zum Kirchenglauben, stellte sich aber neutral zu den konfessionellen Unterscheidungslehren. Dieser Standpunkt ist bis heut festgehalten worden; er darf als konstitutiv für die Synode gelten. Gerade durch diese Haltung hat die Deutsche Evangelische Synode eine eigenartige Bedeutung erhalten. Zum deutschen Protestantismus hat sie in der Nachkriegszeit engere Beziehung gewonnen; sie hat ein „Deutsches Hilfswerk“ ins Leben gerufen; deutsche Theologen haben eine enge Mitarbeit an der führenden Zeitschrift der Deutschen Evang. Synode, dem vom Verfasser des vorliegenden Buchs herausgegebenen „Magazin für evangelische Theologie und Kirche,“ begonnen. So darf eine Dar-

*) Die folgende Rezension in der „Theol. Literatur-Zeitung,“ 1925, No. 4, ist von Generalsuperintendent D. Schian. Sie berührt sich in einigem mit seinem lebhftin gedruckten Privatbrief, enthält aber auch manches neue.

stellung der geschichtlichen Entwicklung dieser Kirche auf lebhaftes Interesse rechnen. Sie lag bei Ramphausen in den besten Händen. Er besitzt eine treffliche Gabe klarer, übersichtlicher Schilderung; sein Stil ist glatt; er schreibt ein reines Deutsch. Ramphausen verfügt über eine weitreichende theologisch-wissenschaftliche Bildung, die ihn befähigt, die tieferen Gründe der Entwicklung herauszuheben und die Beziehungen zur deutschen Theologie und Kirche festzustellen. Immer wieder begegnet die energische, an die eigne Kirche gerichtete Mahnung zu „größerer Liebe zur Wissenschaft.“ Wichtig ist vor allem, daß Ramphausen bei dieser Geschichte seiner Kirche sich nicht entfernt an der Zusammenstellung der äußeren Ereignisse, Daten und Personen hat genügen lassen. Ueberall sucht er das innere Werden zu erfassen; immer ist sein Bestreben, eine Geschichte des kirchlichen Lebens zu geben. Je ein besonderes Kapitel ist dem gottesdienstlichen Leben, dem Jugendunterricht, der Stellung zu wichtigen Fragen der modernen Zeit (Frauenfrage, Vögenfrage, Prohibition, soziale Frage) gewidmet. Diese Kapitel sind ganz ausgezeichnet geeignet, deutsche Leser in die inneren Zustände deutsch-amerikanischen Kirchenlebens (natürlich in der bestimmten Begrenzung des Themas) einzuführen. Auch über die Arbeit der Deutschen Evangelischen Synode in der Inneren und Aeußeren Mission wird ausführlich gehandelt. Gelegentlich hat man den Wunsch nach noch eingehenderer Darstellung, nach reichlicherem Detail; besonders lebhaft war dieser Wunsch bei den Abschnitten über Predigt und Liturgie. Das kirchentundliche Moment konnte in dieser Hinsicht zu noch schärferer Herausarbeitung kommen. Aber auch was geboten wird, ist von hohem Wert. Wir haben meines Wissens bisher über keine einzige deutsch-amerikanische Kirche eine derart eingehende, anschauliche und gediegene Schilderung. Von besonderem Interesse sind die Ausführungen über die Sprachenfrage. Es macht freilich Herzweh, lesen zu müssen, daß der Prozeß der Anglisierung in unaufhaltsamem Fortschreiten ist: die Sprachenfrage ist im englischen Sinne entschieden. Wer Ramphausens Buch liest, begreift, warum das so kommen mußte. Es läßt auch erkennen, daß die einzige Möglichkeit, die deutsche Sprache zu halten, in einem kräftigen deutschen Schulwesen lag. Es ist tragisch, daß diese Arbeit der Deutschen Evangelischen Synode wie unter einem Verhängnis stand. Die Gemeindefschulen sah sie in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr eingehen. Der Konfirmandenunterricht wird kräftig betont, „doch wird es von Jahr zu Jahr schwerer, die im entsprechenden Alter stehenden Kinder zu bekommen.“ — Aber ich breche ab. — Man kann der Deutschen Evangelischen Synode zu dieser Darstellung ihrer Geschichte von Herzen Glück wünschen. Der Verfasser hat in höchst anerkennenswerter Weise bewiesen, daß er die Würde eines Doktors der Theologie, die Gießen ihm vor wenigen Jahren verliehen hat, verdient.

M. Schi an. Breslau.

Kirchliche Rundschau.

Der Kriegsschaden der Welt: 1500 Milliarden Goldmark.

Neue Entente-Statistiken.

Die indirekten Verluste des Weltkriegs sind bis heute nicht zu übersehen, aus dem einfachen Grund, weil sie noch immer nicht zu Ende sind. Weil die einschneidenden Zerstörungen der internationalen Wirtschaft, die Verluste an Initiative und Menschenkraft und vor allem die Verluste an Fähigkeiten, Zeitaufwand und Intelligenz, die für die Aufhebung des Putschwerks von Versailles seit Jahr und Tag in Anspruch genommen werden, sich ziffernmäßig gar nicht ausdrücken lassen.

Aber über die rein materiellen Verluste läßt sich allmählich ein Überblick gewinnen. Die Londoner „Morning Post“ hat zu diesem Zweck Zusammenstellungen gemacht, das Carnegie-Institut hat aus seinem Fonds für Friedenszwecke Materialsammlungen unterstützt, und ein französischer Rechtsgelehrter, M. Barriol, hat für sein Land genauere Zahlen ermittelt. Für die Entente stehen deshalb jetzt ungefähre Daten fest und sie zeigen mit erschreckender Deutlichkeit, wieviel der Weltwahnsinn seit 1914 in der Tat gekostet hat. Es haben verloren:

Großbritannien.

Tote und Vermißte.....	872,358
Schwerverwundete	617,740
Leichtverwundete	1,441,394
Schiffsverluste	Tonnen 7,757,000
Zerstörtes Eigentum	Pf. St. 350,000,000

Frankreich.

Tote und Vermißte.....	1,880,500
Schwerverwundete	700,000
Leichtverwundete	2,344,000
Schiffsverluste	Tonnen 889,000
Zerstörtes Eigentum	Pf. St. 2,000,000,000

Italien.

Tote und Vermißte.....	1,866,160
Schwerverwundete	500,000
Leichtverwundete	562,196
Schiffsverluste	Tonnen 846,000
Zerstörtes Eigentum	Pf. St. 542,000,000

Rußland.

Tote und Vermißte.....	5,262,064
Schwerverwundete	1,000,000
Leichtverwundete	3,950,000
Schiffsverluste	Tonnen 183,000
Zerstörtes Eigentum	Pf. St. 250,000,000

Vereinigte Staaten.

Tote und Vermißte	112,196
Schwerverwundete	43,000
Leichtverwundete	148,000
Schiffsverluste	Tonnen 395,000
Verstörtes Eigenthum	Pf. St. —

Belgien.

Tote und Vermißte	277,000
Schwerverwundete	40,000
Leichtverwundete	100,000
Schiffsverluste	Tonnen 84,000
Verstörtes Eigenthum	Pf. St. 1,400,000,000

Serbien.

Tote und Vermißte	807,343
Schwerverwundete	322,000
Leichtverwundete	28,000
Schiffsverluste	Tonnen —
Verstörtes Eigenthum	Pf. St. 400,000,000

Rumänien.

Tote und Vermißte	455,117
Verwundete	200,000
Schiffsverluste	Tonnen —
Verstörtes Eigenthum	Pf. St. 200,000,000

Griechenland.

Tote und Vermißte	60,000
Schwerverwundete	10,000
Leichtverwundete	30,000
Schiffsverluste	Tonnen 346,000
Verstörtes Eigenthum	Pf. St. —

Japan.

Tote und Vermißte	303
Verwundete	907
Schiffsverluste	Tonnen 120,000

Portugal.

Tote und Vermißte	4,200
Schwerverwundete	5,000
Leichtverwundete	12,000

Die Barausgaben für die Durchführung des Krieges werden für die Hauptmächte wie folgt beziffert:

Großbritannien	Pf. St. 10,054,000,000
Frankreich	Pf. St. 8,126,630,000
Vereinigte Staaten	Pf. St. 5,519,594,000
Italien	Pf. St. 3,502,000,000

Von Rußland stehen diese Ziffern nicht fest, für alle andern Entente-mächte beläuft sich die Summe auf 793,000,000 Pf. St.

Schätzt man Rußlands Ausgaben auf den gleichen Betrag wie diejeni-

gen Frankreichs, so kommt man auf nahe an 35 Milliarden Pf. St. Gesamtausgaben der Entente. Fügt man dieser Summe diejenige des zerstörten Eigentums hinzu, die nach vorstehenden Einzelziffern sich auf 5,142,000,000 Pf. St. beläuft, so überschreitet man die Ziffern von 40 Milliarden Pf. St. • Berechnet man endlich nach einer Vorkriegsstatistik des vorerwähnten Franzosen Barriol die Verluste an Menschenleben, die er nach ihrem sozialen Wert, nach der Einkommensfähigkeit des Durchschnittsbürgers in jedem einzelnen Land und nach andern Symptomen berechnet und die z. B. für einen Engländer 828 Pf. St., für einen Amerikaner 944, für einen Franzosen 580, für einen Russen, Italiener, Serben 404 Pf. St. beträgt, so kommt eine Summe von 4,503,404,000 Pf. St. hinzu, so daß die Gesamtverluste sich auf 45 Milliarden Pf. St. erhöhen. Das sind rund 900 Milliarden Goldmark.

Auf der Seite der mitteleuropäischen Mächte sind die Verluste zweifellos geringer. Immerhin geht man nicht fehl, wenn man den Gesamtwert des Schadens, den der Krieg unmittelbar in der Welt angerichtet hat, zwischen 1000 und 1500 Milliarden Goldmark annimmt.

Die Staatsschulden sind nicht entsprechend gestiegen, da die Zerstörung zum großen Teil mittelbar oder unmittelbar von der Bevölkerung getragen wurde. Immerhin ergibt sich allein für die fünf Hauptmächte der Entente eine unmittelbare Schuldensteigerung durch den Krieg ohne die Wiederaufbauschulden von annähernd 20 Milliarden Pf. St., also 400 Milliarden Goldmark.

Das Volksvermögen der wichtigsten Länder.

Der Weltkrieg hat den von unsern europäischen Gegnern erwünschten Erfolg, nämlich die wirtschaftliche Schwächung Deutschlands, in vollem Umfang erzielt, aber auch einen für sie und vor allem England höchst unerwünschten Erfolg, nämlich die ungeheure wirtschaftliche Ueberlegenheit der Vereinigten Staaten. Das Volksvermögen der wichtigsten Staaten wird nach einer amerikanischen Zusammenstellung folgendermaßen geschätzt (in Mill. Dollars):

	1922.	1912.
Vereinigte Staaten	320,808	186,299
Großbritannien	88,840	79,297
Frankreich	67,710	57,075
Deutschland	35,700	77,783
Italien	25,986	23,030
Spanien	29,310	—
Schweiz	4,567	3,030
Rußland	—	56,140
Niederlande	8,260	4,827
Canada	22,095	10,980
Argentinien	13,178	11,680
Brasilien	13,020	—
Indien	21,960	—
China	19,087	—
Australien	9,689	6,113

Der „lachende Dritte“ im Weltkrieg waren die Vereinigten Staaten. Das Plus, das England, Frankreich und Italien erzielt haben, ist im Vergleich zu den Vereinigten Staaten recht gering, ganz abgesehen davon, daß sie in ungeheuerliche Verschuldung gegenüber den Vereinigten Staaten geraten sind.

Eine Erinnerung an Präsident Ebert.

Der unerwartete Tod des ersten Präsidenten der deutschen Reichsrepublik, Fritz Ebert, weckte im Editor Erinnerungen, die vielleicht unsre Leser interessieren. Es war am 11. Dezember 1919, als der Schreiber mit den Bischöfen Burt, Ruessen, Shepard und Mr. Sanford Crawford von St. Louis von Präsident Ebert in Berlin empfangen wurde. Wir waren die erste offizielle Kommission, die nach Kriegsschluß in einem freundschaftlichen Auftrag aus Amerika ins Deutsche Reich gesandt wurde. Wir gingen im Auftrag unsrer Generalkonferenz, um die Situation im Methodismus und im Volk Deutschlands überhaupt zu überblicken und dessen größte Bedürfnisse kennen zu lernen. In Berlin wurden wir empfangen von Oberbürgermeister von Wernut, vom Grafen von Winterfeld, dem Landesdirektor (Gouverneur) der Provinz Brandenburg, vom Minister für Volkswohlfahrt, bei Missionsdirektor Dr. Schreiber und auch beim Präsidenten Ebert. Wir waren sehr gespannt auf die Begegnung mit diesem vielgenannten Mann, welcher anfangs 1919, obgleich nicht Staatsmann vom Fach, von der konstituierenden Nationalversammlung in Weimar zu dem ungeheuer schwierigen Amt des Präsidenten des neugeborenen republikanischen Deutschen Reichs erwählt worden war. Der Empfang fand im Palais des Präsidenten statt, einem vornehm einfachen Bau nahe dem früheren Reichskanzlerpalast an der Wilhelmstraße.

Im Empfangssaal begrüßten und unterhielten uns zunächst zwei Delegationsräte. Da Herr Ebert Sozialist, „Genosse“, und als früherer Sattlergeselle vielfach der Gegenstand der Spötteleien der Monarchisten war, so waren unsre Erwartungen sehr bescheiden. Wir sollten aber angenehm überrascht werden. Als sich die hohe Klügelstür von selbst öffnete, erschien Präsident Ebert in tadellosem schwarzem Prinz Albert-Anzug, eine durchaus würdige, eindrucksvolle Erscheinung. Seine Haltung war natürlich, doch vornehm; aus seinem von üppigem schwarzem Haupthaar beschatteten Gesicht sprach Intelligenz, Energie und Milde. Nachdem er sich uns hatte vorstellen lassen, wobei er jedem freundlich die Hand reichte, bat er uns, Platz zu nehmen. „Meine Herren,“ sagte er, indem er sich zu uns setzte, „welche Sprache sprechen wir? Ich bin leider des Englischen nicht genügend kundig, um mit Ihnen befriedigend darinnen verkehren zu können; sprechen die Herren vielleicht Deutsch?“

Mit größtem Interesse hörte er dann Bischof Burt an, welcher ihm den Zweck unsrer Sendung erklärte. Politische Aufträge, Interessen oder Nebeninteressen hätten wir gar keine. Unsre Mission sei eine der Freundschaft und der Hilfe. Er erwähnte die großen Spenden, die vom amerikanischen Methodismus Augenblicklich nach Deutschland geflossen seien, sobald der Weg für sie offen gewesen sei, und stellte weitere Hilfe in Aussicht. Er verhehlte nicht seine und unsre Freude darüber, daß das deutsche Volk vom

schweren Joch der Militärwirtschaft befreit sei und nun eine Konstitution habe, die alle Menschen vor dem Recht auf gleiche Stufe stelle und allen gleiche Gelegenheit gebe in ihrem Leben und Streben, und die die Geschichte des Volks in dessen eigne Hand lege, ähnlich der amerikanischen. Er schloß mit den Fragen, wie es nach der neuen Reichskonstitution mit der Religionsfreiheit in Deutschland stehe und wie um die Korporationsrechte der Religionsgemeinschaften.

Der Bischof versicherte den Präsidenten unsrer aufrichtigen Sympathie in seiner schwierigen Stellung und Arbeit. Herr Ebert dankte zunächst für unsern Besuch und für die Informationen des Bischofs, die ihn auf das lebhafteste interessiert hätten, obschon ihm der Methodismus nicht fremd sei. Er hatte sich wohl vorher über unsre Kirche Vortrag halten lassen, denn er erstaunte uns mit der Art und Weise wie er über uns Bescheid wußte. Er sprach sein großes Bedauern darüber aus, daß der unglückliche Weltkrieg auch Amerika gegen Deutschland ins Feld gerufen habe. Sein und seiner Genossen Wille sei das nicht gewesen. Nun liege Deutschland am Boden und sei infolge der Geschehnisse in unsagbare Not gekommen. Er freue sich aber doch weit mehr als über materielle Hilfe darüber, daß er in unserm Kommen wenigstens den Anfang einer Umstimmung des amerikanischen Volksempfindens Deutschland gegenüber glaube erkennen zu dürfen. Was die Religion betreffe, so sei auf diesem Gebiet die weitgehendste Freiheit im neuen Reich garantiert. Die Sozialisten seien von jeher gegen jede Vereinigung der Kirchen mit dem Staat gewesen; die sei nun völlig und hoffentlich auf alle Zeit aufgehoben; und jede Religionsgemeinschaft genieße nun völlig gleiche Rechte, die Methodistenkirche mit eingeschlossen. Zum Schluß versicherte er uns, daß uns alle nur wünschbaren Mittel an die Hand gegeben werden würden zur Gewinnung eines richtigen Bildes der Verhältnisse in Deutschland.

Er sprach mit leichtem süddeutschem Akzent, in korrektestem, elegantem Deutsch, klar, zum Punkt, mit großer Ruhe und Sicherheit. Er machte durchaus den Eindruck eines Mannes von hoher Intelligenz, dem langjährige Verätigung im politisch-parlamentarischen Leben und im Redaktionsberuf, rastloses Studium aller brennenden Fragen der Zeit und eine reiche Erfahrung im Reichstag und an vielen Parteitagen einen Schliff und eine Schärfe des Denkens und eine Fähigkeit im Ausdruck gegeben hatten, wie sie manchem mit akademischer Bildung fehlen. Der Eindruck, den wir von ihm empfangen, war durchaus günstig. Das Gespräch ging mit der Zeit in eine allgemeine Unterhaltung über; es gab Frage und Gegenfrage, bis wir uns nach etwa $\frac{1}{4}$ Stunden verabschiedeten. Was uns damals beschäftigte, das war, wie lange Präsident Ebert sich wohl würde am Staatsruher halten können. Man befürchtete seinen baldigen Sturz. Der Umstand aber, daß er sich hielt und sogar Aussicht hatte für eine Wiederwahl im Juni nach Ablauf seines sechsjährigen Termins, war ein bereedtes Zeugnis von den hohen Fähigkeiten des nun vollendeten deutschen Staatsoberhauptes, sowie auch von dem Vertrauen, das ihm im deutschen Volk entgegengebracht wurde. Auch in der amerikanischen Presse fand er immer mehr Anerkennung; das galt besonders von der „New York Times“ in der letzten Zeit. Wer mag sein Nachfolger werden?

(„Apol.“)

Will Religion Survive In Russia?

BY HARRY F. WARD

The Constitution of the Union of Socialist Soviet Republics, which is now the government of all the Russias, proclaims freedom of religion. But the communist party which administers that constitution, and will, unless all signs fail, administer it for some time to come, has declared war to the death against all religion. Here are two incompatible tendencies. Which of them is going to survive?

Strictly speaking, what the Russian constitution guarantees is freedom of worship. It forbids religious instruction of the young except in the home and then not before sixteen years of age, the theory being that youth is entitled to choose its religion, irreligion or anti-religion without bias from its elders. This provision is, of course, impossible of execution, and there are some slight signs that the prohibition of organized religious instruction is not henceforth to be rigidly enforced. But the guarantee of freedom of worship is lived up to. The dominant sound of Moscow is still the clanging and booming of hundreds of deep-toned church bells. Week-days as well as Sundays it strikes the ears, for the church still calls the faithful to observe the numerous holidays of the Greek calendar without molestation, despite the fact that the government holidays run on other dates. This is not design but inadvertent ignorance, for the government might have secured fewer general holidays by putting its own shorter list on the same dates as the principal church rest-days.

Government's General Policy

As a general policy the central government does not directly interfere with religion except to see that religion is not taught in the schools of universities, and to prevent propaganda for absolute conscientious objection to war by pacifist religious sects. The only other official evidence of its attitude is the famous sign at the entrance to the historic Red Square—"Religion is the Opiate of the People." But, as many observers have recorded, nobody seems to give it even a passing glimpse, except the rare sightseer, perhaps because it is so high upon the wall that one has to look for it with an effort, while the shrine with alleged healing properties which stands right between the two arched entrance to the Red Square is never without worshippers and supplicants.

The government then stands in this position. Most of the men who compose it have a deep and even passionate conviction that religion is a menace to social progress, while at the same time they believe that individuals should have freedom to choose and practice their religion or anti-religion except when it menaces the existence of the state. To this is added a lively sense of the impolitic nature of an attempt to suppress religion. Hence the confiscation of church treasures for famine relief was ordered only in respect of those not used in church services, and those few ecclesiastics who were arrested were tried for definite offenses against the state which had nothing to do with religion, except in the case of those Roman Catholic priests who were sentenced

to imprisonment for refusing to yield their church treasures under the famine order.

Policy of Communist Party

The government, however, is practically the communist party. This is true in a more thoroughgoing sense than it is true in the United States that the Republican party is the government. And the communist party is definitely anti-religious. It will admit no person to membership who believes in God. Whether this condition admits only alleged atheists and excludes even agnostics is still a moot point. Like all such theological tests the moment definition is attempted the process of broadening begins. Certainly there are men, prominent in both the party and the government, who are not prepared to absolutely deny the existence of any kind of God. Just how far the communist party attitude in regard to God is affecting the administration of the government it is impossible to determine without a wide and thoroughgoing investigation. The point of impact is of course in the schools. The statement is current in interested circles that teachers are instructed when a child asks if there is a God to answer in the negative. I was unable to discover, however, whether this was an official instruction from the commissariat of education or merely a mandate from the communist party to its teacher members.

It is also alleged that in such cases communist teachers are urged by the party to give private advice outside of school hours, and it is certain that some non-communist teachers believe that if they should answer a child's question about the existence of God in the affirmative they would be dismissed. The amount of pressure at this point apparently varies with the quality and temper of local communist officials. In one country district where seventy-five per cent of the teachers are daughters of priests, because they alone of the local population had a liberal education, this section of the teaching force felt injured because they must take off their crucifixes before entering the schools. Also they were afraid that a "cleansing," as the communists call it, or "purging" of the staff was impending and that the test would be religious belief.

Investigation Needed

One with a family to support said, "What can I do if I am asked whether I believe in God? I must lie." This may prove to have been an unnecessary fear, but they asserted as a matter of fact that in the teaching of science they were required to give an anti-religious slant. This point, however, turns again upon what kind of scientific teaching the daughters of priests of the Russian Greek church would consider anti-religious. Here again a thorough and competent investigation is needed to determine, for instance, whether the teaching of science required in the Russian school system is more or less anti-religious than that obtaining in American schools and colleges. At this point Mr. Bryan and the klan would want to be heard.

Over against any attempts of zealous local communists to use the schools for anti-religious propaganda must be set the fact that some

of the persons at the head of the educational system have positive convictions as to the need and value of religion, though their interpretation of the world, arising out of their own religious experience is scientific and humanitarian, not ecclesiastical and theological. They have put in the curriculum, between the ages of twelve and fifteen, instruction in the history of all religions up to and including the origin of Christianity, and in what they call the scientific and rational aspects of religion. Realizing the moral and social values that have come from the limited and even repressive religious instruction supplied by the Greek church, they are working on the problem of a substitute to do more effective work. In this attempt, for political reasons—that is, on account of the deep-seated prejudices of some of their comrades—they have agreed to drop the word religion. So they now talk about philanthropy, humanitarianism, social philosophy and social ethics. They are striving to develop social morality by the teaching of unselfishness and brotherhood through practical duties in the schools, and are working out a system of social ethics in the universities. In this they think they are being aided by the spirit developed and the forms of service practiced in the communist organizations for children and youth. The more optimistic of them even think that through an attempt to get these organizations to take in members from all social classes, a brotherhood may be developed which is more than that of a proletarian party. This is an educational approach to the communist ideal, in which the proletarian rule is the instrument to bring in the cooperative commonwealth, the classless society.

Official Neutrality

There is in Russia a very vigorous anti-religion propaganda, but this is not carried on directly by the government or by the communist party. It is conducted by voluntary organizations and also by the League of Communist Youth as one of its activities. The voluntary organizations are subsidized by the communist party and the activities of the League of Communist Youth are supervised by men prominent in the government. Nevertheless there is an attempt to preserve the official neutrality of the government. Those who are conducting the anti-religious propaganda will tell you that it cannot be official under the constitution and that they must be very careful not to involve the government, even by implication.

The anti-religion movement has three aspects. There are two organized groups, a right and left wing, each conducting a paper under the same name, *Besbosnik*—that is, *The Godless One*, or *The Man Without God*. The left wing group is subsidized by the Moscow executive committee of the communist party and represents the aggressive industrial workers. The right wing group is subsidized by the central (national) executive committee of the communist party and represents the intellectual and peasant points of view. There is also a private publishing house issuing "atheistic" pamphlets and books of the Tom Paine vintage, designed for the intelligentsia and for communist organizers. It is also seeking to produce and circulate films.

The left-wing movement is out to destroy religion by a frontal attack, through ridicule. Its paper, which comes out irregularly, is brilliantly illustrated and issues a series of colored cartoons which have given deep offense to the adherents of the religions they satirize, both Russian and foreign. These cartoons are the source of reports concerning blasphemous and sacrilegious attacks on religion by the Russian government. They are aimed impartially at the religions within the domain of the soviet government—Greek Catholic, Roman Catholic, Confucian, Buddhist. They ring the changes on several main themes—the ignorance and venality of priests, the repressive effect upon the masses of superstition, the responsibility of organized religion for war, and the aid and comfort offered to capitalism by religion.

The Right Wing

The right wing of the anti-religious movement is a later development. It holds that the campaign of ridicule is folly because it offends the sensibilities of the peasants and antagonizes them to communism. Its leaders say of the other section with some contempt, "They think that they can close up all the churches right away. That sort of thing may do for the workers in Moscow. It is worse than foolishness for the peasants." So their tactic is a flank attack. They proposed to enlighten the peasant concerning the priests and the church and to give him science as a substitute for religion. Their paper is issued weekly for the low price of twenty-five cents a year and to the extent of over eighty per cent of its material consists of letters from readers, mostly reporting some incident of corruption or immorality or ignorance on the part of priests. At present only eighteen per cent of its subscribers are peasants, but one of its editors declared with passionate missionary enthusiasm, "In fifty years we will make all the peasants in Russia atheists." Some twenty ex-priests are engaged in this anti-religion propaganda, one aspect of which is conducting an "atheistic" theater in Moscow.

There is in prospect for the winter in Moscow an anti-religious conference, to be composed of all the forces engaged in this work, and at this time the right-wing group is hoping to carry the field. They succeeded in the communist party conference last May in getting support for their program and implied disapproval of the tactics of the anti-religious radicals. One of the main items on the agenda of the conference was the question of getting the support of the peasants for the communist program, and one of the conclusions was that it was disastrous to offend him by affronting his religious feelings.

A Publicity Campaign

The anti-religious propaganda being carried on through the League of Communist Youth is of the right-wing variety. It consists mainly of wall-placards presenting science in contrast to religion, exhibiting pictorially, for instance, the biological statement of the development of living organisms in contrast to the scriptural account, and showing the historic development of images from the most primitive forms to the ikons of the Greek church under the borrowed inscription, "Man

made God in his own image, in his own image created he him." That not all the propaganda of the youthful anti-religious enthusiasts is of this rational type is evidenced by the fact that the government has had to step in and stop anti-religious demonstrations by them on sacred days of the Greek church.

Roots of Attack

This anti-religion movement in Russia has two roots. The first is the nature of the Greek church—its ignorance, its apathy to the sufferings of the workers and peasants, its position as one of the repressive instruments of the czar's regime. This caricature of religion can never be eradicated from the minds of the older revolutionists. Its effects will long persist. In New York, some years ago, a Russian audience was cheering to the echo the impassioned peroration of the speaker. "What did he say?" asked an American. And his Russian friend interpreted: "Comrades, it is the sacred mission of the workers to destroy all tyrants. And the last and worst of the tyrants we must destroy is God in heaven." "And," said the Russian, "you have heard them shout their Amen." The American expressed his horror. "Yes," said his friend, "but you must remember that the only God these people have ever known is the czar raised to the *n*th power."

But there is another and deeper root to the anti-religious movement in Russia. Most of the revolutionary leaders were nurtured intellectually in the time of the alleged conflict between science and religion. They have the same limited view of science that they have of religion. They hold that these two are mutually antagonistic, that one must destroy the other, and that science alone is the true guide for the footsteps of mankind. They therefore believe with true missionary enthusiasm and even fanaticism that it is part of their duty to destroy religion and thus make possible the progress of the race.

What Will Be the Outcome?

What will be the outcome? I offer the opinion of one of the leading men of letter and one of the most religious men in Russia, a man ripe in years, with a philosophy opposite to that of the communist and a knowledge of the peasant possessed possibly by no other. "At first," said he, "I was much depressed by this anti-religious propaganda. But now I regard it with equanimity. I even have hope. It is necessary that the superstition of the Greek church be destroyed. It will take a long time to do it by the conventional process of education and meantime many of our young people are getting adrift, even morally, because of the contradiction they find between what the university and the church teaches. The communists will release the people from the superstitious hold of an inadequate church in the shortest possible time. They think they will substitute science for religion. But the soul of Russia will never be satisfied with cold science. Education for atheism and materialism will not destroy nor satisfy the soul of the peasants. Released from the superstitions of the church they will then seek the meaning of life unfettered. The soul of Russia will then awake and its true religion will develop. There are even now some signs of such a movement."

What religious elements in the Russian situation justify this prophecy? "The Greek church," said one of the best informed men in Russia on the religious situation, "is bound to disintegrate." It certainly gives no evidence of capacity to endure the attack now being prepared against it. It has not the intellectual resources and its economic base has been destroyed in the abolition of the landed aristocracy. The reform movements that came out of the church after the Revolution—the Apostolic church, the Labor church and the Living church—have in part disappeared and for the remainder coalesced in a synod which has suspicious ear-marks of the traditional Greek formalism and political ecclesiasticism. There remains the movement in theological education financed from the United States, which has the possibility of supplying in time leaders not for a Reformed Greek church but for a much more vital expression of the religious nature of Russia. The most vitality at present appears among the irregular sectarian movements, always numerous, but dismissed by some observers as negligible—Baptists, Adventists, Doukhobors and what not—divided by rigid insistence upon some form, there is yet a thread of unity in their conscientious objection to war. Almost all of them are absolute pacifists. In this section of the religious life of Russia there is a stirring. A man of dominant personality, who has suffered for his belief in prison under both the old and the new regime, is gathering around him a company under the slogan, "Anti-capitalism and anti-war," or on the positive side, "Christian communism and pacifism." Negotiations are going on with the more liberal members of the communist party for religious freedom for this group. It may yet be too early for this movement. But sooner or later around such principles and such a personality the soul of Russia will mobilize.

Communism as Religion

Also it must not be forgotten that communism itself shows many of the qualities and aspects of religion. It has an iron moral discipline in matters of personal conduct, it generates unselfish and even sacrificial service, which can no more be dismissed as mere intelligent selfishness than the same aspect of evangelicalism. It has shibboleths and dogmas, and the same hard fanaticism that marks passionate missionary movements. It has not the supreme quality of God-consciousness, but the relation of its devotion to mankind and its belief in social progress to our experience of God, and the possibility of the development in communism of a personal consciousness of a personal God is one of the most fascinating and needy fields in religious research.

It is not in the nature of their own movement or consciousness, imperfectly understood, even by themselves, it is not in the nature of things in Russia, still less is it in the nature of man and the universe, that the communists should succeed in destroying religion. They will no more do it than did the French revolutionists when they set up the Goddess of Reason. No, they will not destroy religion, but they will change its form.

This is the vital point for those outside of Russia who have any

desire to aid in her religious development. The type of religious work carried on by the American churches and the Y. M. C. A. in other parts of Europe has no future in Russia save as a pietistic haven of rest for the few religiously minded intelligentia that are left. To attempt it is pure waste of time and money. The religion of Russia in the future will necessarily be adapted to the fact that the psychology of capitalism has no hold on youth and to the increasingly communistic organization of society. Meantime to those among us who think that only our type of God-consciousness can save the world, the situation in Russia offers a challenge to missionary effort which will not be without its perils. No such mission field as this has heretofore tested our capacities.—*Christian Century*.

Briton Characterizes American Sermons

For some time the Churchman has been running a series of reports of sermons listened to by an anonymous reporter, who has concealed his identity under the pen name of "A Dear Hearer." The writer is now revealed to have been Herbert W. Horwill, of London, a retired Methodist minister who has had a distinguished career as a journalist. Mr. Horwill, in closing his series of articles, has attempted a general characterization of the sermons he has heard in America, which will be of interest to all American preachers.

"There are two kinds of public speaking that popularly go under the name of 'extempore,'" writes Mr. Horwill. "There is the address which strictly deserves to be so called—the address in which, while the line of thought and order of ideas may have been carefully pondered beforehand, the words are left entirely to the inspiration of the movement. And there is also the address in which the speaker, while equally independent of any manuscript during the act of delivery, recites a composition that has been fully written out in his study and then committed to memory. It is the second type that seems to find most favor with American preachers. While it may share with the read sermon the advantage of precision of statement, it lacks the spontaneity which is the outstanding merit of the truly extemporaneous utterance. Indeed, the recited sermon sometimes seems inferior in freshness even to the read sermon. It may seem a strange thing to say, but, as a matter of fact, it often smells more evidently of the lamp. And while the strain of memorizing a long discourse is doubtless much less for some men than for others, with everyone it must make itself felt with advancing years.

Effect of Hot Churches

"I wonder sometimes whether American preaching is not affected, more than is commonly suspected, by the overheating of American church buildings. In such a high temperature as is thought necessary by sextons—or, it may be, demanded by congregations—the atmosphere inevitably becomes one that induces somnolence. To counteract this tendency the preacher has to introduce plenty of 'pep' into his discourse. At all costs he must keep his hearers awake. The easiest way

of doing this is to shout or to make an inordinate use of gestures and other devices favored by professional elocutionists. I have been astonished, again and again, by the excessive muscular effort put forth by American preachers in the delivery of their sermons. There must be many an American preacher who secures in the act of preaching all the physical exercise he needs for the week. His pulpit serves him as a gymnasium. And when he sits down, or even before, he has to mop his forehead like a wrestler after a stiff bout—a spectacle rarely seen in an English church but not at all uncommon in an American.

American Rhetoric

"The American sermon, in whatever manner it may be delivered, is apt to be much more rhetorical in style than the English. Rotund sentences and elaborate periods retain in America a vogue that they have long since lost in the English pulpit. The difference is strongly marked in any such international assembly as a Methodist ecumenical conference, where the American representatives are easily to be distinguished by their addiction to a grandiloquence that in England we now call 'old-fashioned.'

"One cannot but believe, too, that the pains taken in the composition of these elaborate sermons is applied in the wrong direction. How much better if the preacher has paid less attention to the adornment of his discourse and more to the working out of his theme! There appears too frequently a lack of real mental discipline. The preacher, one feels, does not read the great books or vitalize his intellectual energies by contact with the great thinkers. He spends his time in the search for telling anecdotes or in the construction of eloquent passages rather than in mastering his subject. His elocution may be admirable. What he has to say he may know how to present attractively, but what a pity that it is not better worth saying! I am sure that many preachers would profit immensely by a hard grinding in logic. Their thinking is muddled and inconsecutive. They wander down sidetracks. They announce a text or a subject and then deliver a sermon which would be as germane to almost any other text or any other subject. They illustrate the clever parody of Euclid which asserts that one may speak on any point at any distance from that point."

Dr. Richter Depicts World Upheaval

On the eve of his return to Germany, Prof. Julius Richter, in lecturing before students at Yale Divinity school, New Haven, Conn., gave a graphic picture of the present world religious upheaval. Dr. Richter, who is admitted to be one of the world's leading authorities on Christian missions, has been lecturing in many American educational centers during the period since the Washington Missionary conference. His grasp of the issues now confronting the church in its world enterprise has been notable. In none of his lectures, however, has he outlined the desperate nature of the present situation with more power than in the recent lecture at Yale.

Western Prestige Low

Dr. Richter began by reminding his hearers that hundreds of thousands of the common people of China, Japan, India and Africa have returned to their homes in recent years with a low estimate of western life. As fighters and laborers in the world war, these men from non-Christian lands saw the worst side of white civilization. They now constitute a mighty nucleus to spread the picture of that worst side throughout the masses in the lands from which they went to the battlefields.

At the same time, there has come to power in Asiatic countries what is known as a "renaissance," which is comparable in its effects with the European renaissance of the fifteenth and sixteenth centuries. In other words, just at the time when the report of those returned from the war zone has reduced western prestige to its lowest point, the eastern nations are giving evidence of fresh accesses of creative power.

In recent years, likewise, there have come gigantic spiritual changes. The religious concepts that have guided nearly half the human race for centuries have been destroyed. Dr. Richter enumerated these changes in this order:

Greek Church Affected

The romantic tsarism of Russia, which embodied the spiritual ideas of the Greek Catholic church, is a thing of the past. The religious life of a tenth of mankind is affected by the change.

The Moslem caliphate has been abolished. The caliph has been exiled. The whole world of Islam is reduced to confusion, and this confusion touches the religious life of an eighth of the race.

When the Manchu dynasty fell in China, there fell with it religious ideas 4000 years old. Under the ancient order emperor, viceroy, and mandarin acted as priests, offering the annual sacrifices of the people to their spiritual rulers. This whole system culminated in the service of the emperor, acting as priest for the whole nation, at the altar of heaven in Peking. This is all gone now. The change in China is a change that affects a quarter of the race.

In the face of these vast religious changes, with lowered western and enhanced eastern prestige in the realm of mind and spirit, Dr. Richter raised the question as to whether Christianity is sufficient for the needs of the present. Can it meet the needs of people thus spiritually adrift? If it can, how is it to do so? The answer cannot be long delayed.—*Christian Century*.



Book Review

(When ordering books, please mention this Magazine.)

NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

Three Greater Successes, by J. S. Huebschmann, second edition, November, 1924. Central Publishing House, Cleveland, Ohio. 144 pages. \$1.25 bound, 70 cents paper.

This is a book on tithing by our brother Huebschmann. Tithing is his specialty; what he does not know on tithing is hardly worth knowing.

The contention is that tithing is the method of giving for God's Kingdom authoritatively laid down by the Bible. If this method is followed, it will mean greater success, all along the line, to pastor, local church and denomination (hence the title of the book). The religious obligation for Kingdom giving rests on the principle of stewardship. Our money and other possessions are not ours, but God's. It is his revealed will that we give Him at least one-tenth of our income. "Tithing is spending one-tenth of your income for God's good causes, for church, for poor, sick, even needy relatives whom you are not legally obliged to help, but whom you believe God expects you to help". (Page 22.)

Tithing was authorized by God in the Old Testament. According to the writer this law was not abrogated in the New, just as little as the ten commandments were made of no effect for the Christian. In Luke 11: 42 the Lord says as to the tithing of the Pharisee, "this ought ye to have done". The same is said in Matt. 23: 23. Huebschmann considers this an endorsement of tithing by the Lord Jesus.

It is then pointed out how tithing would not only solve all the problems of giving for pastor, church and denomination, but also react favorably on their spiritual development. Tithing is considered from every angle. Numberless examples and illustrations are given, which make the book very interesting and invest it with a good deal of convincing power.

The standing of various church bodies in the scale of tithing is given. Our own Synod is quoted with only 352 tithers.

The whole presentation is arranged in the form of a text book; questions are asked for study in tithing classes. On the whole an exceedingly telling and practical treatment of the subject.

We do not agree with the author on the validity of the tithing law of the Old Testament for Christians. Otherwise it might also be said the Old Testament Sabbath was binding on the Christian since it was never abrogated.

But it seems true that if all Christians voluntarily adopted tithing, our many financial problems would be at an end at once.

The Son of a Savage. The Story of Daniel Bula, by R. C. Nicholson, Pioneer Missionary to Vella Lavella, Solomon Islands. The Abingdon Press, 1925. 127 pages, 75 cents.

"Only" a missionary story! some may say when they read the title, but we assure them it is a most unusual story, told with rare skill. Over against the dark background of the most revolting paganism there is placed before us a young convert in whom the gospel wrought a transformation equal to the ones recorded in the book of Acts and the epistles of Paul.

Vella Lavella, one of the Solomon Islands (northeast of Australia) is one which the bounty of nature has made into a thing of beauty, and "only man is vile". The people are given over to superstitious fear of the spirits that threaten them from earth and sky, from tree and fields and from even the handiwork of man. The main business of life is to conciliate those spirits and the ways to conciliate them justify the most atrocious cruelties. Head hunting, widow-strangling and the killing of infants are some of the commonest practices.

Out of these savage, brutal cannibals who do not even know what love is, the missionary wins the loyal affections of a boy of twelve, Bula, by curing him of an inflammation of the eyes. Soon that boy is converted to Christianity. He becomes the missionary's servant, right-hand man, a preacher, translator of the Bible, an amazing influence for good and for Christ among his people. It is an entrancing story, told soberly and simply, but with compelling interest. Bula becomes Daniel as a Christian. He dies at 28 of a fever. It would be hard to find something better suited to stimulate missionary interest in ladies' aid societies or Sunday schools than the life of this young man of unpromising antecedents and such genuine emergence into Christian manhood.

The Holy Spirit and the Church, by Charles Gore, D.D., formerly Bishop of Oxford. New York, Chas. Scribner's Sons, 1924. 366 pages.

This is the third volume in the author's series on "The Reconstruction of Belief". The first two dealt with the Belief in God and the Belief in Christ, that is, with the first and second articles of the Christian Faith. The present volume treats of the Christian Church, or, as Gore puts it, the authority of the Church and the Bible. The bishop has felt the need of reconstructing the Christian faith to the modern man. He knows that historical criticism, the influence of science and materialistic tendencies have, in many, undermined the faith of the fathers. Therefore, in the first volume, he seeks to show that man, whether modern or ancient, needs faith in a personal God, and that the God of the Old and New Testament only has any chance of meeting all requirements of the soul. In the second he goes on to point out that we owe to Christ alone the true revelation of the nature of God and the opening of the way into his fellowship.

It may be said here that although the bishop makes free use of the appeal to reason, history and science, his findings are largely a reaffirmation of the traditional faith of Christendom. And in this last volume, it may be added, he arrives at the conclusion that his own church, the Church of England, has for it the authority of scripture as well as the consensus of the Oecumenical Councils. This applies particularly to the fundamental tenet of the Anglican Church, the article of the Apostolic Succession. He says (page 400 ff), "A visible society which, because it is to be diffused throughout the world, lacks all the links of fellowship which belong to a nation, must have links of its own; and one of the chief of these was, in fact, a ministry, proceeding down the generations by succession from the apostolic fount, and taking shape in a hierarchy of bishops, presbyters and deacons in each local church. In the intercommunion of the bishops was to be found the link of the Catholic fellowship, and in their due succession the guarantee of continuity. That the ministry of the Church, so constituted, was, with extraordinary unanimity over the whole Christian world, believed to have divine authority, so that membership in the Church could only be maintained by adhering to it, is an undoubted fact of history from the middle of the second century to the period of the Reformation. This fundamental law of order was equated in importance with the fundamental rule of faith." The bishop, as it is seen, does not claim that the episcopacy holds that high place in the New Testament itself, as far as explicit statements are concerned, but the authority of the apostles as to teaching and life is so absolute in the New Testament Church that the later development can be said to have been there in principle.

If the author's conception of the apostolic succession and the position of the priesthood is that uncompromising, the outlook for a reunion of the different churches is not promising. He professes indeed a hearty desire for such a reunion. He acknowledges great appreciation for the spiritual edification received from the Free Churches, but he says, there can be no reunited Church except on the basis of the recognition of the episcopal succession as the link of connection and continuity in the Catholic body (page 352).

To a non-Episcopal Protestant the main conclusions of the book are a disappointment. The writer's whole orientation is different than ours would be. No doubt he considers the Bible, especially the New Testament, as a court of last appeal, but the decisions of the great Oecumenical Councils are his next great concern. What they said about the Trinity, the incarnation, the two natures of Christ, etc., he accepts. But there is never any appeal to the Reformation or to the great question—so paramount to Paul as well as Luther—of justification by faith. In fact, he goes as far as to say (page 351), "As we read the record of the separation of the 16th century we wonder wistfully whether if religion had not been so much mixed up with politics and with the passions of imperious monarchs (he must have had in mind Henry VIII, the father of the author's own church. Ed.), the separation need have occurred or need have become inveterate."

After we read these words we lose interest in the book, and begin to doubt very much whether the Episcopal Church really has that divine mission in the cause of reunion that it believes it has. That doubt is intensified when we read of the reforms that the author desires for the Anglican Church, and find there prominently mentioned "the recovery of public prayers for the dead, a fuller commemoration of the saints, and prayers to God on the ancient model that we may have the assistance of their intercessions; and the alteration of the preface to the Confirmation Service which obscures the sacramental character of the rite" (page 354).

Yes, he makes much of the sacraments, baptism, the eucharist and the laying on of hands, and has not a great deal of objection to the sacraments of the Roman Church. That church "although it shows a one-sided development in the direction of autocracy is still a great and glorious part of the universal Church." There are things in its past that we greatly deplore but, yet, also others that we admire as much.

We can only view the Catholic tendencies in the Anglican Church with dismay. It has never purged itself of the Roman Catholic leaven sufficiently; and if the Roman See would only grant them the marriage of the priests and yield just a little bit on its infallibility, they would crawl back into the Roman fold on their knees.

With all that, the book is interesting in its discussion of the creedal development of the church during the time of the great General Councils, a period which the average Protestant is apt to know little about. The chapter on the influence of the "mystery religions" on Christianity is timely. Of their ideas of a Saviour-God who dies and lives again, their sacramental meals and ideas of initiation and regeneration he says: Since God is one it is not surprising that there should be ideas of incarnation and atonement everywhere. Yet there is not in the Greek myths an idea anywhere of a Saviour-God come down from heaven. What they have in this line are symbolical representations of the dying and springing up again of vegetation, i. e., nature myths. The "mysteries" may be said to have been a divine preparation of mankind for the spread of the gospel. In distinction from the vague and timeless dreams of the mysteries, all teachings about Christ are definite and have a place in a historic development. In him the prophetic belief that God has a purpose in all history reaches its climax.

The function of the Spirit in the Church is in our opinion inadequately treated. Gore contends for the personality and divinity of the Spirit. Of the Spirit, however, as the quickening power in regeneration and conversion he does not say anything. To him he who is in the church partakes of the spirit; to the reception of the spirit there is no gate but baptism in the name of Christ (page 14). Since a Christian is, by baptism, in the church, and the spirit is in the church as a permanent possession, Christians are never told to ask for the spirit (!) (page 15). Of personal conversion we have not seen a word in the book. That "I believe" of the creed is an "instructed" faith, i. e., we are so instructed by the church and give our assent to it, on the authority of the church.

So there are many vital points where we disagree entirely with Dr. Gore, still a careful perusal of the book will be illuminating and highly profitable.

Can We Find God? The New Mysticism by Arthur Bardwell Patten. Geo. H. Doran Co., 1924. 237 pages, \$1.60.

This is one of the most thoughtful and stimulating books of the Geo. H. Doran Co. we have read in a long time. It is a devotional book in a very true sense, but the author has "tried to marry spirituality to psychology, and to match the deposits of the religion of the past with the dynamic of current experience". In other words, he does not indulge in pietistic moods without clarifying the intellect and challenging the will.

The question is, Can we find God? And the answer is, we find him everywhere. There is never any attempt to prove the existence of God in an abstract or speculative way (ontological, teleological or otherwise). He finds him in the needs, the aspirations and inspirations of the soul. He claims that sentiments are as valid for reality as are sensations; that essentially the soul may be trusted, and its findings are fundamentally as reliable in spiritual concern as in physical. This reasoning may not convince the unbeliever, but religion cannot be demonstrated like a mathematical proposition. It can only be tested by experience, and if the highest concerns of the soul find satisfaction in communion with God, then religion is as surely the natural nourishment for the spiritual man as food is for the physical.

The author proves that religion is much nearer to all of us than we realize. He finds God in our own personality; in our conscious and subconscious mind; in the interplay of intuitions and initiative; in the gospel of the Holy Ghost; in the priestly and prophetic devotion; in our sense of need; in duty; in the sentiment of love; in the audacity of faith; in our scientific interest; in the Bible; in Jesus Christ, the Master Mystic.

Of the overflowing wealth of thought in the book we shall only point out two things: (1) the writer calls his view of religion the *new mysticism*. The choice of this term may be due to the recent emphasis on the mystical character of religion. Patten fully concurs in this in so far as mysticism is the doctrine that "man may attain through contemplation and love to an immediate consciousness of God". But there are various types of mysticism. His is not the quietistic of the pietist, nor the mysticism of absorption and abstraction into desireless rest (Buddha), but the creative communion that was in Christ and the adventuring faith born of the loving World-Will of the Kingdom of heaven.

(2) The whole book is permeated by the *social passion*. The love of man is as essential to true religion as the love of God. "The modern mystic is to be a creator together with God. Not a few people offer on their snug altars the mint of the codified respectabilities and the

anise of the smug proprieties, but there is in their lives nothing compellingly great for righteousness or brotherhood. They never smite the vested villainies, nor sacrifice their own profit to endow the vast human temple of the new liberties for all men. . . Religion to them is a bromide of self-complacency, and not a tonic of serviceable consecration."

We find it hard not to quote at length from the book. Its style is peculiarly attractive, its fulness of thought is compressed into the compactest form. And yet it is not heavy reading; warmth of feeling keeps the heart in a steady glow, and while we worship at the altar we seem to always feel the hand of our brotherman. "We have a need for great devotion," he says, "at once more adoring wonder in our hearts, and more ethical content in our thoughts."

The author may not in all respects conform to the articles of the orthodox creed, but he does preach a faith that worketh by love, an adventuring, "crusading" faith. The need for redemption in the individual sinner he seems to feel less, but social sin is laid bare with much force.

Primary Story Worship Programs, by Mary K. Berg. Geo. H. Doran Co., 1924. 195 pages, \$1.75 net.

Story programs for nine months, four each month. They consist of stories, songs, scripture portions, suggestions for the use of pictures and other simple equipment. The material has been gathered in actual experience with primary work. The book is a welcome aid for primary teachers in developing Christian conceptions of life and service.

Religious Education through Story-Telling, by Katherine D. Cather. The Abingdon Press, 1925. 219 pages, \$1.00, postage extra.

The important and ever timely subject is treated in 11 chapters. Some of the titles are: The universal appeal of the story; the purposeful use of it; its structure; the strong interest of the children; of pre-adolescents and adolescents; technique of story-telling; sources of story material; use of pictures, etc. It is one of the popular Religious Education Texts.

Life's Highest Loyalty by James M. Campbell. The Abingdon Press, 1925. 116 pages. \$1.00.

The seven chapters are entitled: Loyalty to Christ as a Person; a Leader; a Teacher; a Saviour; a Lord and King; to Christ's Church; to Christ's Ideals. Teaches the essentials of Christianity; can be used in young people's societies, brotherhoods, ladies' aid societies as material for brief addresses.

Kindergarten Course for the Daily Vacation Church School, by Mildred O. Moody. The Abingdn Press, 1925. 234 pages, about \$1.00.

Contains 25 lessons (five for each week) on the Kindergarten child: the courteous, the neat and tidy, the sharing, the helping and the obedient child.

Over the Hills of Galilee, by Stephen A. Haboush. Lutheran Book Concern, Columbus, Ohio, 1924. 91 pages, 60 cents.

An exposition of the 23rd psalm by the well-known "Shepherd Boy of Galilee". Knowing the modern Syrian shepherd's life of today by experience, the author is able to give a life-like touch to many of the passages of the shepherd psalm.

Erinnerungen des Kronprinzen Wilhelm. Aus den Aufzeichnungen, Dokumenten, Tagebüchern und Gesprächen herausgegeben von Karl Mosner. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart und Berlin 1922. 347 Seiten.

Das vorliegende Buch ist schon ein paar Jahre alt und vielleicht vielen aus Zeitungsauszügen bekannt, aber man kann es nur mit dem tiefsten Interesse lesen. Der größte Teil ist vom Kronprinzen auf der einsamen Insel Wieringen (im Zuider-See) aus der Verbannung geschrieben worden. Er beabsichtigte historisch seine eigene politische Entwicklung zu schildern und nachher seinen Anteil am Weltkrieg, aber der furchtbare Druck der Ereignisse, der auf ihm und auf Deutschland lag, nimmt ihm oft die Fähigkeit, sich von der Gegenwart loszureißen, und so läuft er den Dingen immer wie der voraus. Das beeinträchtigt den ruhigen Fortschritt seiner schriftstellerischen Arbeit, obwohl man diesen Fehler psychologisch nur zu gut verstehen kann.

Im Grunde laufen die Aufzeichnungen des Kronprinzen, wie die des Kaisers darauf hinaus, eine Lösung für die sich immer wieder mit erdrückender Wucht aufdrängende Frage zu finden, wie es kam, wie es kommen konnte, daß Deutschland 1914 sich einer Welt von Feinden gegenüber sah, und wie es weiter kam, daß nach glänzenden Waffentaten es doch schließlich in einen solchen Abgrund sinken mußte. Es wird dem Kaiser vorgeworfen, daß er in seinen Erinnerungen die Schuld für beides nicht bei sich, sondern bei seinen politischen Werkzeugen, wie bei der Bosheit seiner Feinde, gesucht habe. Ein wenig Selbsterkenntnis würde ihn haben einsehen lassen, daß er selbst der Hauptschuldige gewesen. Sein autokratisches Wesen, seine Annäherung an Sabeltrassen habe ihn in der ganzen Welt verhaßt und seine Regierung zu einer Gefahr für den Frieden der Welt gemacht.

Dazu ist zu sagen, daß er allerdings auch unsrer Meinung nach in dem ersten Jahrzehnt seiner Regierung diese Fehler gehabt und sich dadurch einen Ruf geschaffen hat, der für den Rest seiner Regierungszeit an ihm haften geblieben ist. Man denke an seine ablehnende Stellung auf der Haager Friedenskonferenz (siehe dazu A. White's Autobiography); er hat sich zu sehr auf Heer und Flotte gestützt und zu wenig Verständnis gehabt für moderne politische Entwicklungen. Er hat eine zu große Vorstellung von

seiner persönlichen Machtfülle und der Erhabenheit seines Hauses gehabt. Er hat lange Zeit sein eigener Kanzler sein wollen und selbständige Persönlichkeiten nicht tragen können. Als dann der Stab, auf den er sich stützte, zusammenbrach, waren keine Leute da, die das Staatsschiff führen konnten.

Der Kronprinz hat für seines Vaters Schwächen ein Auge gehabt, sie aber doch nicht genügend eingeschätzt. Auch er sucht den Fehler hauptsächlich in den mangelhaften Persönlichkeiten, die er zu Ratgebern berief. Besonders hält er es für ein schweres Verhängnis, daß in dem schicksalschwangeren Jahr 1914 ein Mann wie Bethmann-Hollweg Kanzler des Reichs war. Gewiß war B. H. total ungeeignet für die Riesenaufgabe, die er zu lösen hatte. Doch warum wählte der Kaiser nicht andre Leute? War Deutschland ganzlich bar an politischen Kräften? Und wenn, war das nicht eine Folge des politischen Systems, welches das Aufkommen starker Persönlichkeiten erschwerte? Wilhelm 1., an sich keine große geistige Kapazität, ist darum erfolgreich gewesen, weil er die besten Männer für die Leitung der Geschäfte zu finden und zu halten wußte. Hätte nicht Wilhelm 2. von seinem Großvater hierin lernen müssen, da er ihm doch mit aller Gewalt den Titel „des Großen“ beigelegt haben wollte?

Nach dem Kronprinzen hat das Krisenjahr 1908, als der Kaiser sich durch das Interview mit einem englischen Zeitungsmann vor dem ganzen Land kompromittiert hatte, seinem Vater alles Selbstvertrauen genommen. Seit der Zeit habe er sich darauf beschränkt, seine Minister oder Zivil- und Militärkabinette machen zu lassen.

Der persönliche Einfluß des Kronprinzen war sehr gering. Er selber hätte gern auf eine Verständigung mit England hingearbeitet oder Rußland zu gewinnen versucht, doch seinen Anregungen wurde keine Folge gegeben.

Während des Kriegs war er Führer der Heeresgruppe Kronprinz. Seine Äußerungen über den Ansturm auf Verdun, der so große Opfer kostete und nicht mit Erfolg gekrönt war, sind höchst interessant.

Er hat schon 1916, ja vorher, eingesehen, daß man auf einen Verständigungsfrieden hinarbeiten müsse, der Opfer an Gebiet (Reichslande) kosten möge, aber ist damit nicht durchgedrungen.

Seine Schilderungen von Männern an leitender Stelle: König Eduard dem Zar, Hindenburg, Ludendorff, Moltke (dem Neffen des alten M. und verantwortlich für den Rückzug nach der ersten Marne-Schlacht) sind meisterhaft und enthalten viel Ueberraschendes.

Seiner edeln Mutter setzt er ein prächtiges Denkmal in dem Buch.

Die letzten Augenblicke nach dem verlorenen Krieg, die Abdankung des Kaisers, das Kommen der Revolution und manches andre, sind Szenen, die er mit dramatischem Geschick und tiefster persönlichen Anteilnahme machtvoll herausarbeitet.

Es ist ein Buch, das man nur mit gespanntestem Interesse lesen kann. Die furchtbaren Ereignisse, die Deutschland ins Verderben gestürzt, werden hier von einem, der im Vordergrund des Geschehens stand, grell beleuchtet. Unaufhaltsam geht die Entwicklung der Katastrophe entgegen. An entscheidenden Punkten hätte ein Weniges genügt, das Schicksal aufzuhalten. Aber das Wenige geschah nicht, so daß man nicht anders kann als an ein göttliches Verhängnis glauben.

Was die Sprache anbelangt, so ist leider der Kronprinz kein „Purist.“ Er huldigt der Fremdwörterei bedenklich: Er sagt der „King“ (für König Edward), die „Queen,“ „affichieren“ für festnageln, „gehandicapt,“ „écheé“ für Schlappe usw.

Doch das sind Kleinigkeiten. Ergözen kann die Lektüre des Buches natürlich nicht, aber tief ergreifen wird sie, und die Gestalt des Kronprinzen tritt uns menschlich nah und wird uns durchaus sympathisch.

Das Evangelium des Markus für bibelforschende Christen erklärt von B. Keller, Pfarrer in Döbeln. Vereinsbuchhandlung G. Jhloff & Co., Neumünster, 1924. 280 S.

Eine populäre Auslegung des Evangeliums des Markus. Von den meisten Bibellefern wird dies Evangelium stiefmütterlich behandelt. Es fehlen die Reden, die dem Matthäus und Lukas ihren Reiz geben. Dagegen häufen sich im Markus die Teufel Austreibungen, die dem modernen Menschen ein Stein des Anstoßes sind. Der Verfasser gewinnt gerade dem Markus einen besonderen Geschmack ab. Jesus wird hier als der große Siegesheld dargestellt. Diese Seite seines Wirkens und Wesens macht auf Leser aus der römischen Welt, für die Markus schreibt, einen eigentümlichen Eindruck.

Mit irgendwelchen Schwierigkeiten, die der kritische Leser haben möchte, befaßt sich Verfasser nicht. Er breitet vor dem ungebrochenen und einfältigen Glauben die Schätze des Evangeliums aus.

Was haben wir von Möttlingen zu halten? Von Heinrich Dallmeyer. Vereinsbuchhandlung G. Jhloff & Co., Neumünster, 1924. 156 Seiten.

Wenn wir den Namen „Möttlingen“ hören, so denken wir an Pfarrer Blumhardt und seine gesegnete Arbeit daselbst. Es handelt sich aber in diesem Büchlein nicht um Blumhardt (Vater oder Sohn), sondern um **Friedr. Stanger**, der seit 1907, besonders aber seit 1909, zu welcher Zeit seine sog. „**Rettungss Arche**“ eröffnet wurde, in Möttlingen (Württemberg) einer Heilungsstätte für geistig und körperlich Kranke vorsteht. Er führt also in gewissem Sinn die Arbeit Blumhardts fort. Die Aufgabe, die sich der Verfasser, Evangelist Dallmeyer von Schildesche bei Bielefeld, stellt, ist diese: Ist das Werk Stangers von Gott und seinem Geist oder nicht?

Stanger ist ein ganz ungebildeter Mann aus dem Volk, früher ein Säufer, dann aber durch allerhand Visionen und andre sonderbare Erfahrungen belehrt. (Es erscheint ihm mehrfach ein Engel mit goldener Schale. Es legt sich eine unsichtbare Hand auf sein Haupt. „Dann fuhr plötzlich etwas in mich, es war der Geist Gottes.“ „Jetzt erfolgte ein gewaltiger Kampf in der Brust, der Fürst dieser Welt wurde ausgestoßen.“ Er hat Erscheinungen im wachen Zustand, die vier Stunden dauern. Es erscheinen ihm, 1907, Kranke. Er salbt sie mit Öl und heilt sie. Darauf fängt er seine Arbeit an.)

D. hat St.'s Arbeit gründlich untersucht und kommt zu dem Resultat, daß der Geist, der ihn besetzt, nicht Gottes Geist ist, sondern ein Irgeist, mit andern Worten Satan, der sich verstellt zu einem Engel des Lichts. Es kann nicht Gottes Geist sein, denn St. ist hochmütig, er ist unwahrhaftig, er verleßt die Menschheit, er ist nicht nüchtern, lebt in und von Visionen usw. Fünfzig Vertreter der Gemeinschaftsleute haben sich auch gegen St. ausgesprochen.

Wer das Buch D.'s liest, bekommt den Eindruck, daß man es in St. mit einem selbstgefälligen, unlauteren Mann zu tun hat.

Auf der andern Seite hat St. auch unter den Pastoren begeisterte Anhänger. Pfarrer Wirth von Nürnberg gibt ein Blatt heraus (den „Boten aus Möttlingen“), der sich in den Dienst der Sache stellt. In der „Christlichen Welt“ vom 22. Januar 1925 schreibt ein Pastor Karl Weller über Möttlingen als einen „evangelischen Gnadenort.“ Also die Pietisten lehnen St. ab, und die Liberalen halten ihn für ein „brennendes und scheinendes Licht“ (S. 67 der obengenannten Nummer). Wir haben nicht die Möglichkeit, selbst zu prüfen, doch scheint es uns, als wenn nicht alles ganz geheuer sei mit dem „Friederle von Möttlingen.“

Zeitschrift für systematische Theologie, herausgegeben von Karl Stange, Göttingen. 1. und 2. Vierteljahrsheft, jedes 5 Mark. Druck und Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh, 1925.

Das erste Heft enthält u. a. zwei Studien über „Mystik“, die urchristliche, von Rohmeier und die Theorie der Mystik, von Peterson, welche dem augenblicklich starken Interesse an der Mystik entgegenkommen. Stange selbst schreibt über die „Ethik der Bergpredigt“ und sucht zu zeigen, daß es bei den idealistischen Forderungen Jesu sich nicht um mehr oder weniger wörtliche Erfüllungen derselben handelt, sondern daß er zur Sündenerkenntnis und Buße führen will. Wehrung (kürzlich nach Gießen berufen) hat einen tiefgrabenden Artikel über die „Haupttypen theologischen Denkens in der neueren Theologie.“ Er geht von Schleiermacher aus, dem Erneuerer der protestantischen Theologie. Schleiermacher ist der Vater der „Bewußtseinstheologie“, d. i. er schöpft seine theologischen Aussagen aus dem christlichen Bewußtsein. Dabei macht er aber doch die philosophische Erkenntnis des Wesens der Religion zur Norm der Erkenntnis der objektiven Wahrheit derselben. Demnach gelingt ihm nicht die versuchte Lösung der Theologie von der Philosophie. Die ihm folgenden „Bewußtseinstheologen“ Frank und Ihmels machen das Dogma, die Bekenntnisschriften, zum bewegenden Grund der christlichen Gnadenerfahrung (von Ihmels „Christl. Wahrheitsgewißheit“ kann man das nicht sagen. Ed.). Dem gegenüber stellt Ritschl richtig die Offenbarung als das Objektive in den Vordergrund. Seine Theologie will Christtheologie sein. Damit befindet er sich auf der Linie, die schon im Deuterosefaja anfängt (ein „Wort- und Offenbarungstheologe von großer Kraft“), in der Reformation von Melancthon aufgenommen wird (Loci), fortgeführt von Hofmann, Ritschl, Kähler usw. Freilich reduziert R. das Schriftzeugnis auf das, was er ihren „tiefsten Geistgehalt“ nennt. Diesen Geistgehalt gewinnt er durch rein historisch-wissenschaftliche Arbeit und

macht also den Glauben der Gemeinde von der kritischen Arbeit des Historikers abhängig. Daß außerdem N. dem tiefsten Geistgehalt des Neuen Testaments nicht gerecht wird, ist nun wohl allseits anerkannt.

In einem zweiten Teil setzt sich W. mit Bobbermin-Göttingen auseinander, der für die theologische Forschung stark die religions-psychologische Methode empfohlen hat. Er bemerkt zu derselben, daß sie wohl ein Verstehen und Beschreiben des Tatsächlichen erleichtern möge, aber über die Wahrheitsfrage in der Religion absolut nichts zu sagen habe. Er sagt im allgemeinen zur religionswissenschaftlichen Forschung, daß „das Christentum an seiner eigenen Geschichte mindestens ebensosehr ein wichtiges Mittel der Selbsterkenntnis hat als an der allgemeinen Religionswissenschaft, und daß über das Wesen der Religion erst vom Wesen des Christentums aus sachlich Endgültiges gesagt werden könne.“

Im zweiten Heft machen wir auf Ihmels „Dogmatik und Predigt“, Althaus „Theologie des Glaubens“ und Stanges „Stellung der Theologie im Zusammenhang der Wissenschaften“ aufmerksam.

Die Zeitschrift leistet denen, die für dogmatische Arbeit Sinn und Befähigung haben, einen wertvollen Dienst. Sie hält sie auf dem Laufenden hinsichtlich der Probleme und Lösungsversuche, wie sie in theologischen Lagern hin und hergehen.

J. M. Ren, Quellen zur Geschichte des kirchlichen Unterrichts in der evang. Kirche Deutschlands zwischen 1530—1600. 2. Teil. C. Bertelsmann, 1907. 809 Seiten.

Dies ist der zweite Teil der Quellsammlung zur „Geschichte des kirchlichen Unterrichts“ von Ren, uns von Bertelsmann kürzlich zugesandt. Der erste Teil, bestehend aus drei Bänden, war schon früher herausgekommen. Das Ganze ist ein monumentales Werk, das Material aus vielen Bibliotheken gesammelt, zeugt von dem Riesenfleiß des Verfassers. Der interessanteste Band wird der letzte sein, der eine „Zusammenfassende Darstellung“ bieten soll. Wir hoffen, daß die Resultate, die dort sollen festgestellt werden, dem gigantischen Werk die gebührende Anerkennung verschaffen mögen.

Der Jakobusbrief. Von P. Gehser. Herausgegeben von reformierten Pastoren in den Ver. Staaten. Central Publ. House, 2909 W. 25. St., Cleveland, O. 1924. 275 Seiten. \$1.25.

P. Gehser, weiland der Pastor der großen reformierten Gemeinde von Elberfeld (deren Kanzel durch die Krummachers berühmt gemacht wurde), war eine Autorität unter den Predigern des Wuppertals. Er war im besondern Sinn ein Schrifttheologe, stand mit beiden Füßen in der Schrift, war ein großer Kenner des Hebräischen und ein origineller Charakter. Er predigte stark gegen die Sünden von Reich und Arm. Die vielen reichen Kaufherren der Gemeinde wurden von ihm nicht mit Handschuhen angefaßt.

Hier im Jakobusbrief, der wesentlich ethisch gerichtet ist, ist er in seinem Element. Er ist dem strengen Judenapostel gewissermaßen geistesverwandt, und, wie er, mißt er den Christenglauben durchaus an seiner Auswirkung im Leben und Wandel. Einen Zwiespalt mit Paulus kann er in

2, 14—26 nicht finden. Jakobus streitet nicht gegen den echten Glauben, sondern nur gegen die Heuchelglauben, der ohne Werke ist. (Zimmerlin löst das die Schwierigkeit nicht. Hätte Jakobus bloß gesagt, die Echtheit des Glaubens sehe man an den Werken, so würde niemand ein Wort darüber verloren haben. Aber nun sagt er: Der Glaube werde durch die Werke vollkommen und der Mensch durch seine Werke gerechtfertigt. Ed.) Die Predigten sind durchaus Bibelauslegung. In einzelnen stimmt man nicht immer überein. So in 5, 13—15 sagt er, das „Del“ sei geistlich zu verstehen, es sei der Trost des Evangeliums, und das „Wiederaufrichten“ 5, 15 nicht leibliche Heilung, sondern geistliche Erquickung. Nichtsdestoweniger wird ein jeder aus der Lektüre dieses Buches lernen, daß und wie man die Schrift auslege und sie aufs praktische Leben der Gemeinde anwende. Wir empfehlen das Buch aufs beste.

Stille Stunden. Chrliche Gedichte von Zul. Kircher, Chicago, 2. Band, 1925, 156 Seiten.

Kircher legt uns hier den zweiten Band seiner „Stillen Stunden“ in die Hand. Die Erzeugnisse seiner Muse sind gesammelt unter den Titeln: Feiertags- und Ferialieder, Zeitbetrachtungen, Jubel- und Trauerlänge, Träumereien und Heimwehlieder. Es steht ihm eine sehr ungewöhnliche Beherrschung der Sprache und der dichterischen Formen zu Gebote. Er weiß anziehend zu singen von Liebe und Leid, hat ein feines Naturgefühl und eine leichtbeschwingte Seele. Prof. Mayer sagt von ihm im Vorwort: „Die reine, edle Sprache eines Noerike, der innigfromme Geist eines Gerok, der feurige zarte Sinn eines Uhlund, dann wieder die prophetische, feurige Zeugenkraft eines Geibel — das alles lebt und wirkt in dieser Poesie.“ Ja die feurige Zeugenkraft findet man in den „Zeitbetrachtungen.“ Am 11. November 1919 singt er:

„Gebengt stehn wir am Grabe unsrer Toten,
Das Angesicht verhüllt vor Schmach und Schand;
Denn vierzehnmal den Eidschwur, unverbotten,
Brach der Verräter unserm Vaterland.“

Hätte er das damals gedruckt, so wäre ihm Leavenworth, Kans., sicher gewesen. Heute fällt die Decke der Blindheit und Schuld von den Augen aller derer, die das Licht mehr lieben als die Finsternis.

Das Buch verdient weite Beachtung im Kreis der Kirche.

